

et 903
4

~~PL ^A ^{Baud} 2 H. 4~~
51

Baltische Monatschrift.

Zweiten Bandes viertes Heft.

October 1860.

Riga, 1860.

Handwritten signature

Baltische Monatschrift.

Fr. R. Krentzweidt ihm.
Eigent. NSV
Wittich Avallik
Kontorstraße 10

~~PL 361~~

Zweiten Bandes viertes Heft.

October 1860.

Riga, 1860.

Den Druck genehmigt
im Namen des General-Gouvernements von Liv-, Esth- und Kurland:
Coll.-Rath Schütze.

Das letzte Jahrzehnt deutscher Literatur und deutschen Lebens.

Eine zeitgeschichtliche Skizze.

Unter den Umgestaltungsprocessen, welche das deutsche Leben in den letzten 10—15 Jahren angebahnt hat, tritt die Veränderung der Stellung der allgemeinen Literatur zur Gesamtheit des Volkes als eine der bedeutendsten Erscheinungen hervor. Um sie mit voller Objectivität würdigen zu können, steht freilich unsere heutige Gegenwart selber noch zu sehr in der Uebergangsperiode, für deren dereinstige Gestaltung ihr sogar größtentheils die entscheidenden Maßstäbe fehlen. Man kann sich also bei Betrachtung des Wechselverhältnisses zwischen Literatur und Leben in den jüngstverflossenen Jahren nur an die offen vorliegenden Thatsachen halten. Diese sind im Großen und Ganzen mehr negativen als positiven Charakters.

Im Beginne des Jahres 1848 sagte eine gegen die damals losbrechenden Bewegungen gerichtete Denkschrift: „Keines Volkes Leben bewegt sich in Büchern, es sei denn das Leben des deutschen Volkes.“ Sie fügte dazu die Anklage, daß „die sechszigjährige Herrschaft einer zerstörenden Philosophie den Hochmuth des Geistes, welcher die Elemente der christlichen Religion völlig auflöst,“ nirgends mit solcher Wucherkraft entwickelt habe, als eben in Deutschland, so daß diese offene Wunde unseres Zeitalters ebenfalls hier am tiefsten und weitesten aufklatte. Der Gang der Dinge seit jener Epoche hat sicherlich gezeigt, wie ungerecht die an eine wenigstens theilweise nicht ganz unrichtige Voraussetzung geknüpfte Anklage war. Die Voraussetzung war nämlich insofern nicht unrichtig, als aller-

dings die deutsche Literatur auf die geistigen Umschwünge ihres Volkes seit dem Beginne unseres Jahrhunderts einen unmittelbareren Einfluß geäußert hatte, als dies bei andern Nationen der Fall war, deren Lebensbewegungen bei gleichem Bildungsgrade durch die politischen Herrschaftssysteme weniger an einer praktischen Durcharbeitung verhindert wurden. Weil das deutsche Volk in seinen Einzelstaaten wie in seiner Bundesgestalt fast in jeder Lebenssphäre an der selbstständigen Entwicklung und Geltendmachung seiner nationalen Kräfte gehemmt blieb, hatte sich ziemlich naturgemäß die gesammte Strömung nach dem literarischen Gebiete hingezogen. Man betrachtete die Vorgänge auf diesem wie wirklich praktische Ereignisse; aus ihnen zog die Weiterarbeit des Geistes wieder ausschließlich ihre Nahrung. Das Aufgehen des deutschen Volkes oder mindestens seiner gebildeten Elemente im Schriftleben war bis zu einem gewissen Grade eine Selbsttäuschung, als ob die literarische That an sich schon dem praktischen Eingreifen in den Organismus des großen Lebens gleichkomme. Man machte allerdings Bücher zu Ereignissen, ohne zu fragen, welche Rückwirkung ihre Ideen auf die nun einmal gegebene praktische Möglichkeit zu äußern vermöchten; man beförderte damit allerdings einen gewissen Hochmuth des Geistes auf Kosten der eigentlichen Thatkraft.

Indessen haben wir uns nicht mit jener Vergangenheit zu beschäftigen, welche wenigstens zum größten Theile kaum eine Nachwirkung auf die gänzlich umgestaltete Gegenwart äußert. Damit ist natürlich nicht gemeint, daß was damals geistig errungen und geschaffen wurde, nicht in tausendfachen Beziehungen auch noch heute fortarbeitet. Was wir meinen, das ist, daß jene Ueberschätzung der schriftstellerischen Production verschwunden ist, welche selbst der dilettantischen Arbeit eine Bedeutung zumah, wie sie kaum dem tüchtigsten und thatkräftigsten Praktiker — welcher aber natürlich mit der Wirklichkeit der Verhältnisse abrechnen mußte — in ähnlicher Bereitwilligkeit dargebracht wurde. Jene Anmaßlichkeit der ästhetischen Literatur, welche mit belletristischer und dilettantischer Handhabung der größten Lebensfragen „Geschichte machen“ zu können sich einbildete, darf heute wohl als ein überwundener Standpunkt betrachtet werden. Die ästhetische, namentlich die eigentlich poetische Literatur scheint zu der Erkenntniß gelangt zu sein, daß sie bei dem praktischen und positiven Streben der Nation wohl anregen und erregen, jedoch nicht entscheiden soll. Noch heute mag der Sänger mit klingender Mahnung an Völker und Könige herantreten; aber darauf hat er verzichtet, mit seinen Versen die Welt gestalten

zu wollen. Es ist in dieser Beziehung sicherlich von wesentlichem Gewichte, daß jene sogenannte „politische Lyrik“ — ein Widerspruch im Beiworte — welche einmal eine gewaltige Rolle gespielt hat und manchen Namen aufs Schild hob, der ohne die Tendenz wohl kaum genannt worden wäre, bis auf die letzten Spuren aus dem Repertorium und noch mehr aus dem Bewußtsein des Publikums verschwunden ist. Die heutige Poesie ward über alles harmlos und unbedeutend, ja vielleicht allzu resignirt. Würde die Literaturgeschichte in der Zukunft fortwährend so ungerecht bleiben, wie ein großer Theil ihrer Bearbeiter es gegen die Vergangenheit ist, würde sie der poetischen Production den ersten Rang einräumen unter den Zeugen und Vertretern unserer Culturepoche, so würde sich dieselbe in solcher Perspektive äußerst schaal, nüchtern, geistesarm, unbewegt und zeugungsschwach ausnehmen. Denn man darf beinahe sagen, daß heute jener Wunsch bereits in Erfüllung gegangen ist, welchen Gerwinus in einer seiner früheren Schriften dahin aussprach: für das Beste des deutschen Volkes sei es nothwendig, das Feld der Poesie eine Zeitlang unangebaut zu lassen, weil es früher von seinen Kräften zu viel daran ausgegeben habe. Man kann es sich nicht verhehlen, daß die deutsche Poesie seit etwa zehn Jahren nicht bloß immer harmloser, ja fast immer dilettantischer geworden ist, sondern auch, wenigstens in den letzten zwei Jahren, relativ weniger Erzeugnisse als früher auf den Buchmarkt geworfen hat.

Dabei sind zeitbezügliche Stoffe im eigentlichen Gedicht und namentlich auf dramatischem Gebiete ebenfalls nicht mehr von hervorragender Beliebtheit. Wenn man die eigentlichen Repertoire-Poeten abzieht, deren Zurechnung zu den Dichtern doch mindestens bescheidenen Zweifeln unterliegt, so sehen wir dagegen seit mehreren Jahren in wachsender Zahl Stoffe des antiken Heldenthums zum dramatischen Vorwurfe genommen. Darin glauben wir allerdings keinen bloßen Zufall erkennen zu dürfen. Indem der dichterische Geist den psychologischen Entwicklungen und Rundgebungen gewaltiger Charaktere unter minder complicirten Lebensverhältnissen als die unsrigen nachgeht und sie nach den verschiedensten Seiten zur Erscheinung bringt, offenbart sich auf der einen Seite eine Reaction der Idealität gegen die Künstlichkeit unseres socialpolitischen Materialismus, auf der andern Seite das Sehnen des dichterischen Geistes nach einer eigengearteten vollen Kraft, deren Eingriffe in die Welt ihrer Zeit und Umgebung vom blanken Utilitätsprincip ebenso wenig als von „des Gedankens Blässe angekränelt“ ist. Das sind, wenn man so will, allerdings auch Rückgriffe

auf die geistige Exklusivität unserer klassischen Literaturepoche. Aber weit entfernt, gleich jener damit die Geisteswelt des Publicums von der trocknen Nothwendigkeit der Lebensarbeit ablenken zu wollen, haben diese dichterischen Gestaltungen, was auch ihr ästhetischer Werth sei, culturgeschichtlich kaum eine andere Bedeutung als die eines poetischen Sichzurückziehens von der unschönen Wirklichkeit. Das große Publicum sieht in der ästhetischen Literatur unserer Gegenwart kaum etwas anderes, als ein Unterhaltungsmittel für ruhige Mußestunden, und jeder Einzelne hat deren in seiner Sphäre heut viel weniger noch als unsere Väter.

Der gewohnte Gang unserer klassischen Bildung, die Entwicklung unseres Geistes und Gemüthes unter dem vorherrschenden Eindrucke der Werke unserer größten Dichter, das specifisch deutsche Bedürfniß, Herz und Hirn aus dem Qualme des alltäglichen Lebens hinauszutragen in die klareren Sphären poetischer Anschauung, lassen uns in einer solchen Auffassung des Verhältnisses zwischen Welt und Dichtung beinahe fraglos den Beginn einer gewissen Verwilderung erblicken. Doch legt man auch diesen mehr idealen Maßstab nicht an den Geist unserer Zeit, so bleibt noch die Frage berechtigt, ob eine derartige relative Geringschätzung der eigentlichen Poesie für die Weiterentwicklung unseres nationalen Lebens Vortheil oder Nachtheil bringt? Als Thatsache muß man jedoch die geänderte Werthschätzung der poetischen Production im öffentlichen Leben jedenfalls anerkennen. Und erklärlich ist sie wahrlich! Wenn unsere Heimath ringsum von Feinden bedroht ist, denken wir wenig daran, Dasjenige zu schätzen, was sie bloß schmückt, ob es auch unserem Geiste in glücklicheren Stunden reiche Anregungen gewährte. Wenn der Boden unter unsern Füßen dröhnend schwankt, ist nicht die erste Frage nach den Kunstschätzen unseres Hauses, sondern nach dem Inhalte unseres Lebens, unserer Zukunft, nach Weib und Kind. Eine gewisse Entfremdung gegen die mehr idealistischen Gaben des Lebens tritt bei jedem Einzelnen und bei jedem Volke ein, sobald große umgestaltende Epochen noch unentwickelt seine Thätigkeiten in Anspruch nehmen. Unser sociales Leben ist aber seit 1848 in immer neuen Entwicklungswehen umhergeworfen worden, unsere nationale Existenz ist seit der Mitte der fünfziger Jahre fortwährend genöthigt gewesen, gegen mächtige Feinde auf Wacht zu stehen. Der Aesthetiker, der Künstler, der abstracte Culturhistoriker steht in dieser Entfremdung von den freien Künsten freilich eine Verwilderung; denn ihm ist eben Aesthetik und Kunst des Lebens Inhalt. Dagegen bleiben beide allen andern Menschenkreisen doch immer

mehr nur Schmuck und Zierde, von deren innigem Zusammenhange mit der Praxis einer ausgebildeten Cultur ihnen wohl selbst die Ueberzeugung nicht nach allen Seiten hin klar ist. Wir dürfen dabei auch nicht vergessen, daß jedes Zeitalter, welches sich historisch feststellt, immer die wirkliche oder scheinbare Vernachlässigung irgend einer Bildungsrichtung erkennen läßt. Aber dagegen tritt auch fast mit derselben Gesetzmäßigkeit in der folgenden Epoche jene scheinbar vernachlässigte Richtung in erneuerter Stärke, wenn auch in einer andern Bildungserscheinung, hervor. Sollen wir nun glauben, daß unsere Gegenwart, so gewaltig in Schöpfungen des materiellen und praktischen Lebens, keine neue Bildungswendung der ästhetischen Schöpfung begründen könne? Nicht bloß die ästhetische Literatur, nicht bloß die Poesie auf ihren verschiedenen Gebieten, sondern auch die plastische Kunst in ihren verschiedenen Auszweigungen theilt für jetzt das Schicksal des Zurücktretens aus dem öffentlichen Interesse. Wir können jedoch auf der andern Seite ebenso wenig außer Acht lassen, daß die literarische wie künstlerische Production auch übereinstimmend zu außerordentlich hoher technischer Vollen dung gelangt sind. Man darf sogar vielleicht fragen: ob nicht beide in der Technik soweit vorgerückt sind, daß eben darin bis zu einem gewissen Punkte eine Ursache, Erklärung und Nothwendigkeit dafür liegt, daß sich die eigentliche Schöpfungskraft offenbar verminderte, neue Ideen seltener geworden sind, häufig das Absonderliche mit Genialität verwechselt wird, der derbe Materialismus anstatt schöner Wahrheit gilt und sogar die gerade auf der Tagesordnung stehenden Fragen als historische Ideen der Menschheit behandelt werden?

Wir verfolgen diese Fragen nicht weiter. Dagegen läßt sich wohl nicht verkennen, daß andererseits der technische Abschluß, welcher bis zu einem gewissen Punkte in der ästhetischen Literatur und in den Künsten erreicht ist, einen der Hauptklärungsgründe dafür abgiebt, wenn unsere Gegenwart nicht bloß der Literaturgeschichte, sondern überhaupt der Kunstgeschichte im weitesten Sinne eine Ausdehnung gegeben hat, wie sie dieselbe auf historischem Untersuchungsgebiete und dem der ästhetischen Kritik kaum noch jemals besaß. Diese historische wie ästhetische Kritik ist aber wieder im Ganzen den Literatur- und Kunstobjecten selbst weniger zugewendet, als ihrer civilisatorischen Bedeutung. Man fragt relativ weniger nach ihrem ästhetisch-technischen Werthe als nach den Voraussetzungen dieser und jener bestimmten Culturepoche, aus welcher sie hervorgingen. Man behandelt die künstlerische Richtung, die literarische Entwicklung, die ästhe-

tische Schule, welche zu der einen oder der andern Zeit vorherrschte, als Resultate des außerkünstlerischen, des socialen und politischen Lebens. Die Kunst- und Literaturgeschichte unserer Tage ruht auf der Ueberzeugung, daß die ästhetischen Blüthen am Lebensbaume nicht bloß der heitern Schönheit und behaglichen Ruhe ihrer Zeit entsprossen, sondern auch recht eigentlich vom sehnennden Drängen, von bangenden Unzufriedenheiten und ernstern Fragen, von peinlichen Unentschiedenheiten und Kämpfen, vom herbsten Zorne und tiefsten Schmerze ihres Zeitalters geschwellt wurden. Jene früher nicht seltene Illusion, welche wähnte, die schönsten und kraftvollsten Entfaltungen auf dem Gebiete der Kunst seien vorzugsweise Zeugen einer gewissen innern Befriedigung des Lebens durch schwingungsvolle Thätigkeit oder allgemeine Herrschaft erhebender Ideen — sie ist größtentheils verschwunden.

Die heutige Zeit überschätzt im Anschauen großer Kunst- und Literaturepochen die andern Phasen ihres zeitgenössischen Lebens keineswegs mehr in ähnlicher Weise, wie es einer früheren kritisch-historischen Betrachtung nicht ungeläufig war; sie stellt andererseits deshalb den Culturgehalt eines Zeitalters nicht niedriger, weil dasselbe weniger Zeugnisse seiner ästhetischen Productivität hinterließ. Man ist dadurch, wenn man es so nennen will, vielleicht zu einer ziemlich nüchternen Auffassung der Wechselwirkung zwischen ästhetischer und praktischer Lebensarbeit gelangt; hieraus mag es sich größtentheils auch erklären, daß unsere große Literaturepoche noch immer und sogar vorzugsweise den Gegenstand kritisch-historischer Betrachtung bildet. Es ist keineswegs eitles Sichsonnen einer vergleichsweise kleinen Nachkommenschaft im strahlenden Glanze der Ahnen. Vielmehr gilt es auf der einen Seite, das Räthsel zu lösen, daß gerade diese der geistigen Production so wenig günstigen Zeitläufe deren vollendetste Werke erzeugten, auf der andern Seite gilt es, jene Epoche als klar abgeschlossenes Geschichtsbild mit der Zeit ihrer Epigonen in Verbindung zu setzen und ihre Nachwirkung auf unsere Gegenwart deutlich zu machen. Die zahlreichen Literaturgeschichten der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, welche gerade im letzten Jahrzehnt veröffentlicht worden sind, erscheinen aus solchem Standpunkte keineswegs als voreilige Bestrebungen. Selbst der Ueberfluß an kritisch-historischen Beiträgen zur Erläuterung bestimmter und einzelner Producte unserer klassischen Literaturepoche giebt sich als ein sehr prägnantes Zeichen der Zeitrichtung, wenn auch unter den Erregten manche hervortraten, welche geradezu kindisch und ammenhaft wurden, nicht erklärten, sondern verwuschen, nicht aufhellten, sondern verfinsterten.

Man hat unser Zeitalter dem byzantinischen verglichen. Diese Parallele hat sicherlich in recht vielen Richtungen keineswegs Unrecht; allein man darf sie doch nicht, wie es eben so häufig geschieht, allzusehr in das Detail fortführen, ohne den Vergleich mit übermäßigem Sinken zu bedrohen. Die Lehre von den historischen Analogien verschiedener Jahrhunderte hat etwas überaus Verführerisches und gerade deshalb wird sie um so vorsichtiger anzuwenden sein, wo die selbstverständlichen materiellen Voraussetzungen des alltäglichen Lebens so gut wie gar keine Analogien mit der geistig verglichenen Vergangenheit zulassen. In diesem Falle befindet sich jedoch unsere Gegenwart. Der Dampf und die Telegraphie haben bis auf sie herab durchaus kein Analogon. Karl Gukow ist unter den modernen Schriftstellern vielleicht derjenige, welcher die feinste Sensibilität für das wesentlich Bedingende des Moments besitzt. Wir mögen nicht darüber urtheilen, ob seine Dichterkraft diesem feinen Empfindungsvermögen die Waage hält; aber jedenfalls giebt sich letzteres außerordentlich treffend kund, indem er seinen neuesten Productionen ausdrücklich die Aufgabe zutheilt, den „Roman des Nacheinander“ durch die „Darstellung des Nebeneinander“ zu ersetzen*) Wir wiederholen, daß wir die selbstgeschaffene Aufgabe nicht für gelöst erachten; allein ihre theoretische Aufstellung bezeichnet allerdings das thatsächlich bedingende Moment im Leben der Gegenwart. Durch die Verkürzung der Räume und das mindestens für das Telegramm entstehende Verschwinden der Zeit hebt sich für jeden einzelnen Menschen mehr oder minder die Aufeinanderfolge der Eindrücke von räumlich weit getrennten Thatsachen auf. Der einzelne Vorgang selber erhält auf solche Weise die Modificationen seiner eigenen Consequenzen schon im Momente seines Entstehens, noch ehe er sie selbstständig entwickelt; er kann nicht mehr isolirt gedacht werden. Das praktische öffentliche Leben zeigt uns nun in jedem Augenblicke, wie dadurch die ganze

*) Wir glauben unsern Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir sie hier auf die mit sehr gesundem Urtheil geschriebene „Deutsche Literatur der Gegenwart (1848 bis 1858)“ von Robert Prutz aufmerksam machen. Es heißt daselbst S. 31 Band II: „Zene neuen Bahnen freilich, welche einzelne enthusiastische Anhänger des Dichters beim Erscheinen der ersten Bände verkündigten, haben die „Ritter vom Geiste“ unserer Literatur nicht eröffnet. Auch jener „Roman des Nebeneinander“, den der Dichter selbst im Vorwort der „Ritter vom Geiste“ etwas gar zu eilig ankündigte, hat sich eben so schnell wieder verlaufen, wie er in Scene gesetzt ward, ohne irgend welche Spuren seines Auftretens zurückzulassen. Allein auch darin können wir keine wirkliche Niederlage des Dichters erblicken; wenn der Wein nur gut ist, was kommt auf den Zettel an, der auf der Flasche klebt? Dieser nicht ganz

Auffassung der Welt und ihrer Ereignisse abgeändert worden ist. Es wird uns heute schon unendlich schwer, uns in den Ideengang unserer Großväter hineinzudenken, und selbst die größte einzelne That damaliger Zeit erscheint uns leicht in ihrer zeitgenössischen Darstellung einseitig und kleinlich behandelt, weil sie nach den damaligen Verkehrsverhältnissen nicht sofort unter dem Eindrucke ihrer weltumfassenden Wechselwirkungen wiedergegeben werden konnte. Man mag nun freilich fragen, ob diese Unmöglichkeit unserer Gegenwart, das einzelne Leben und den einzelnen Gedankenkreis mindestens eine Zeitlang gegen ferne und nahe Wechselwirkungen abzuschließen, für die Geschlossenheit literarischer, künstlerischer, überhaupt geistiger Hervorbringung günstig ist. Man kann diese Frage aufwerfen, aber man kann die Thatsache nicht weglegen, daß dieser Umgestaltungsproceß des materiellen Verkehrs nothwendig bedingend wurde. Man kann weiter fragen, ob das Einleben in diese neuen Bedingungen unseres Denkens, Dichtens und Trachtens bereits weit genug gediehen ist, um neue Formen und Gestaltungen der Productivität zu voller und gesunder Blüthe gedeihen zu lassen. Allein es ist ebenso thatsächlich, daß die geistige Production unserer Gegenwart, wenn auch zum Theil unbewußt, unter dem Eindruck einer solchen Nothwendigkeit arbeitet. Jedenfalls hat die gesammte Literatur der Gegenwart den großen Vorzug, ein klarerer Spiegel unseres allgemeinen Interessenlebens zu sein, als selbst jene glänzendsten Schöpfungen, die man als klassische zu bezeichnen pflegt. Aus diesem Standpunkte darf man es geradezu als Ungerechtigkeit mancher unserer größten Literaturhistoriker bezeichnen, wenn sie mit Goethe und Schiller unser eigentlich schöpferisches Literaturleben beendet nennen. Die Productivität hat sich nur für jetzt nach andern Gebieten als den gewohnten der Poesie gewendet; sie ist in Sphären getreten, in denen sie früher nicht vorhanden war oder mindestens nur für sehr bestimmte Kreise.

Selbst die Koryphäen unserer Literatur wendeten sich zu der Zeit, da wohl angebrachte Nachdruck, mit welchem Gutzkow in erster Vaterfreude seinen „Roman des Nebeneinander“ ankündigte, war noch eine unter den obwaltenden Umständen doppelt verzeihliche Reminiscenz seiner frühesten jungdeutschen Epoche; es war damals noch so Mode, von jeder neuen Novelle und jedem neuen Drama, ja oft nur von einer glänzend geschriebenen Kritik den Anfang einer neuen literarischen Epoche zu datiren, und wenn nun ein Dichter, der übrigens so viele Beweise seines rastlosen Fleißes und seiner unermüdblichen Strebsamkeit gegeben hat, sich von einer solchen veralteten Mode auch einmal zur Unzeit beschleichen läßt, so ist das doch gewiß kein Grund, ihn nun gleich vor ein kritisches Inquisitionstribunal zu schleppen und das Buch zu verdammen um des Vorworts willen.“ D. Red.

sie schrieben, bewußt und absichtlich an sehr ausschließliche Kreise. Es ist ein Verdienst der nationalen Bildung, ihnen allmählig das Gesamtinteresse der Nation zugeführt zu haben. Im Augenblicke ihres Auftretens waren sie nicht populär und war ihnen selber ihre nationale Popularität ein ziemlich fernliegendes Ziel. Dies ist heute anders, der Schriftsteller wendet sich direct an die Nation. Darum tritt die Literatur der Gegenwart, so subjectiv sie sich auch in der einzelnen Arbeit ausdrückt, nirgends aus dem Rahmen der Interessen, die in That und Wahrheit unser Culturleben beherrschen.

Diese Aenderung ist überdies noch speciell die naturgemäße Reaction gegen literarische Zeitverirrungen, die noch keineswegs weit hinter uns liegen. Aus der Geringschätzung, welche die sogenannte romantische Periode für die praktischen und materiellen Bedingungen des Lebens zur Schau trug, und aus der Rücksichtslosigkeit, womit sie die Logik des Lebens übersprang, hatte sich in der daraus hervorgegangenen Literaturepoche, welche nur durch ihre Widersacherei gegen die Sentimentalität der romantischen Gefühlswelt den Anschein einer kräftigen Reaction erhielt, in der allgemeinen Schriftwelt eine Behandlung der Lebensfragen entwickelt, deren Weitergestaltung die Gefahr sehr nahe rückte, daß das ethische Princip den flüchtigen Reizen pikanter Formen und brillanter Einfälle geopfert werde. Man vergaß, daß nur Einfachheit, Würde und Wahrheit bleibenden Werth und treibende Kraft besitzen. Namentlich die belletristische Literatur stand außerhalb der Gedankenwelt und darum außerhalb des Herzschlages ihrer Zeit. Nicht darum sowohl, daß sie nicht auch diesen berührt hätte, sondern darum, daß sie ihn ebenso belletristisch behandelte, als ob es nur wieder ein ästhetisches Gedankenpiel betreffe. Dabei maßte sich aber die Belletristik an, „Geschichte machen“ zu können und vergaß dabei ihren Beruf, die höchsten bleibenden Interessen der Menschheit, zu vertreten, die Zeitinteressen mit dem allgemeinen Culturleben zu vermitteln, die materiellen Richtungen zu vergeistigen. So stand die eigentlich productive Literatur wurzellos im großen Publicum; ein guter Theil ihrer Bücher wurde geradezu für die Kunstgenossen, die „Literaten“ geschrieben. Dies prägte sich sogar äußerlich in einem gewissen Modestil aus, welcher flitternden, sprunghaften und blendenden Verzierungen der Schreibart den Vorrang vor dem kernhaften und treffenden Ausdrucke des Gedankens einräumte. Wir wollen gar nicht leugnen, daß jene Uebergangsepoche, welche gesellschaftliche, politische, nationale Ergebnisse so außerordentlich leichten Kaufs erlangen zu

können wählte, für eine leichte und elegante Handhabung des Gedankenausdrucks wesentlich förderlich gewesen ist. Denn jegliche Kulturbewegung, selbst eine irrtümliche, hinterläßt der nachfolgenden Epoche verwendbare Resultate. Dagegen läßt sich ebenso wenig leugnen, daß gerade jene „jungdeutsche“ Literaturrechtung, weil sie von falschen Voraussetzungen ausging und mißverständliche Consequenzen zog, mit ihren blendenden Erfolgen recht viel zur Verwirrung der Begriffe beigetragen hat, welche in den nachfolgenden Bewegungsjahren die socialen und politischen Bestände bis in ihre Grundfesten erschütterten, aber nichts Probekhaltiges erschufen. Trotzdem möchten wir in jener Herrschaftsepoche des „jungen Deutschland“ die ersten, wenn auch theilweise noch ziemlich unklaren, namentlich in frivole Geringschätzung aller Autorität überschlagenden Anfänge der wichtigsten unsere Zeit bedingenden Anschauungen nicht verkennen. Der Gesamtcharakter unserer Gegenwart geht mehr und mehr dahin, bis zu einem gewissen Punkte die Individualität der Gesamtheit zum Opfer zu bringen. Dieser Ausdruck ist nicht mißzuverstehen. Die Individualität als solche hat vielleicht kaum jemals so lebhaft nach unbeschränkter Entfaltung ihrer Kräfte gestrebt, wie eben jetzt; allein die Berechtigung dazu wird von der Welt eben auch nur so weit anerkannt, als die entsprechenden Kräfte der Individualität in ihren Kreisen ausreichen. Es ist ganz natürlich, daß sie diesen Kreis zu erweitern vermag, wenn sie eine große bewegende Idee vertritt. Aber sie wird auch sofort ihre Grenze außerordentlich scharf gezogen finden, so wie sie sich egoistisch geltend machen und ihre specifischen Interessen denen der Allgemeinheit entgegenstellen möchte. Scheinbar mögen freilich manche der heutigen politischen Erscheinungen einer solchen Auffassung der Wechselbeziehungen zwischen Individualität und Allgemeinheit entgegenstehen. Doch ist dies unseres Erachtens eben auch nur scheinbar und jedenfalls vorübergehend. Auch die thatsächlich machtvollste Persönlichkeit unserer Gegenwart würde nicht zu solcher Herrschaftskraft gelangt sein, wenn sie nicht ein allgemeines Civilisationsmoment auf ihr Banner geschrieben hätte und sie wird über Nacht zusammenbrechen, so wie sie ihre egoistischen Interessen nicht mehr mit denen des europäischen Bedürfnisses zu vermitteln weiß. Wenden wir uns aber auf das geistige Gebiet zurück, so würde es, um mit einem Beispiel zu sprechen, heute geradezu undenkbar sein, daß selbst eine gleich große Begabung, wie die der Koryphäen unserer klassischen Literaturepoche, eine außerhalb der Nation stehende ideale Weltanschauung nicht bloß in der Dichtung, sondern als allgemeine geistige

Richtung zu bedingender Herrschaft zu bringen vermöchte. Denn damals konnte sich die productive Literatur mit Ausschließlichkeit an eine geistig herrschende Aristokratie wenden, welche durch ihre glücklichen Lebensverhältnisse dennoch außerhalb der brandenden Bogen der Weltbewegung gestellt blieb; heute ist sie dagegen auf die Gesamtheit des Volkes gerichtet, auf eine Gesamtheit, deren geistige Bildung und materielle Interessen nach riesenhaften Maßstäben erweitert und gewachsen sind, die jedoch eben darum ihre Existenz auch theoretisch durchaus nicht von den praktischen Bedingungen des Lebens abzuschneiden vermag. Auch für die literarische Production giebt es heute keine „Gesellschaft“ mehr, sondern nur ein Publicum.

Dieses Moment ist oft sehr ungerechter Weise bei der Beurtheilung unserer literarischen Gegenwart außer Acht gelassen. Die Vertreter der deutschen Schriftwelt sind heute nicht durch Ungunst der Zeit oder Verwilderung der Bildung genöthigt, herabzusteigen in Sphären, die ihrer nicht würdig, sondern die Allgemeinbildung kommt ihrem Verständniß so vielfach entgegen, daß es eine falsche Auffassung sein würde, wenn man annehmen möchte, die weiterbildende und bedingende Schriftwelt schwebte eigentlich in einer Sphäre, welche nur außerhalb des Gedanken- und Interessenorganismus der praktischen Welt ihre Befriedigung finden könne. Damit ist durchaus nicht bedingt, daß nicht auch heute noch die besten und bleibendsten Erzeugnisse der Literatur außerhalb des eigentlichen Tagesereignisses ihre Wirkung suchen und finden. Noch weniger ist jedoch anzunehmen, daß darin eine Gleichgültigkeit ihrer Autoren gegen das Vaterland, gegen die allgemeine europäische Lage ihren mindestens passiven Ausdruck finde. Indifferenz gegen die wirkliche Welt ist bei geistigen Productionen unserer Gegenwart eine undenkbbare Voraussetzung geworden. Im Gegentheil, überall tritt auch bei ihren davon scheinbar abgewendeten Erzeugnissen der gute Eifer, über die Tagesereignisse und selbst über die Schicksale des lebenden Geschlechts hinaus dem strengen Drange der Civilisation, den erhabensten Ideen der Menschheit zu dienen, lebhafter und nachdrücklicher hervor, als es zu andern Zeiten geschah. Die Frucht, welche dabei reift, kommt der Gegenwart von selber zu Gute. Denn dieses Ringen erfolgt unter dem nachhaltigen Eindrucke der harten Erfahrungen, welche die nächstgelegene Vergangenheit zu Wege gebracht hat. Je allgemeiner Bildung und Erkennen geworden, jemehr die Entfernungen der Zeit und des Orts verschwunden sind, desto klarer und unbedingter herrscht dieses Gesetz. Kein Mann kann heute eine welthistorische That vollführen, sobald ihre Noth-

wendigkeit nicht dem allgemeinen Bewußtsein innewohnt, und welterschütternd wirkt auch keine Idee, wenn sie nicht ein allgemeines Bedürfniß zum Ausdruck bringt, wenn ihr Streben, ihr Ziel, ihre Schöpfung dem Geistesdrange der Zeit und der Verhältnisse, in deren Atmosphäre sie tritt, nicht entspricht. Octroyiren läßt sich heute auf geistigem Gebiete die Welt nichts. Jede Zeit trägt ihr Recht in sich, so auch die unsere. Nur mit Anerkennung dieses Rechts wird man ihren Erzeugnissen gerecht sein, es giebt den Maßstab ab. — — —

Die heutige Literatur arbeitet mit gesteigertem Fleiße, weil mit dem Bewußtsein, unter den gegenwärtigen Verhältnissen mehr oder minder auf äußerlichen Glanz ihres Erfolges verzichten zu müssen. Und indem wir diese Steigerung des Fleißes und der Sorgsamkeit bei den einzelnen Productionen beobachten, erhellt daraus eine Zuversicht, wie sie nur eine bereits gewonnene Geistesklarheit zu bewahren vermag. Auf Erkenntniß und Durchdringung des wirklichen Lebensinhaltes, des gesammten Lebensorganismus richten sich in strenger Concentration die Bestrebungen aller hauptsächlichen Gebiete. Theorie und Idealistik erscheinen zurückgetreten, mit ihnen Phantasterei und Bizarrerie. Nicht bloß die Literatur der allgemeinen Wissenschaften, welche mit ihrer weiten Herrschaft eben für jenen strengen Sinn der Stimmung zeugt, der in allen Regionen deutscher Bildung waltet, sondern auch die Aesthetik ist heute vielleicht minder amüßant als noch vor wenigen Jahren, so wie auch minder das, was man damals geistreich zu nennen beliebte. Sie ist dafür einfacher geworden, gehaltener, tüchtiger; und dies deshalb, weil sie unmittelbarer, logischer, klarer wurde. Klänge es nicht überhebend, so könnte man sagen, die deutsche Literatur ist würdebewußter geworden und darum wieder deutsch. Dies wenigstens gilt sicherlich von den Erzeugnissen, die an der Spitze ihrer Richtungen stehen; sie aber sind maßgebend für den Geist, der herrscht, nicht der große Troß, welcher handwerkert und dient. Darin finden wir die eigentliche Culturcharakteristik unserer zeitgenössischen Schriftwelt.

Diese Umwandlung ist übrigens weder von neuestem Datum noch urplötzlich gekommen, sondern seit länger als einem Jahrzehnt in stetiger, oftmals auch abirrender Entwicklung. Man mag sich gar nicht verlegen, daß die Neigung des allgemeinen Interesses für die positiven und historischen Bildungsfächer, welche unsere Gegenwart ohne Frage bezeichnet, in vielen Schichten des Publicums recht eigentlich erst zum Bewußtsein

kam, nachdem durch die praktische Zerrüttung der Weltverhältnisse in den Revolutionsjahren das Bedürfnis nach einem gesetzlichen Halt und festen Normen außerhalb der Wirrungen des praktischen Lebens empfunden wurde. In diesem Sinne könnte man vielleicht sagen, die Vorherrschaft der historischen und naturwissenschaftlichen Literatur sei ebenfalls das Ergebnis eines Flüchtens der geistigen Interessen aus der Wirklichkeit des alltäglichen Lebens. Zu einem solchen Paradoxon wird sich jedoch schwerlich Jemand erheben, außer jenen anmaßlichen kleinen Geistern, welche die Wirkungslosigkeit ihrer etwaigen Erzeugnisse mit dem Mangel an Empfänglichkeit der Welt zu beschönigen pflegen. Man darf vielmehr nicht vergessen, daß es gerade die historischen Wissenschaften im weitesten Sinne, die Erfahrungswissenschaften waren, welche schon vor den Bewegungsjahren mit vollstem Bewußtsein dahin strebten, aus dem früher sehr eng gezogenen Kreise der Berechnung ihrer Werke auf die Fachgenossen hervorzutreten und sich an die Allgemeinbildung zu wenden. Es ist auch nicht zufällig, sondern hängt mit dieser Strömung innig zusammen, daß gerade zu derselben Zeit in der belletristisch-erzählenden Literatur die sogenannten Volks- und Dorfgeschichten eine wichtige Stellung sich eroberten.

Auffällig mag es freilich klingen, wenn diese beiden Richtungen so heterogener Literatursphären in einen intellectuellen Zusammenhang gebracht werden. Dennoch ist er ebenso vorhanden wie die Gemeinschaftlichkeit der Ziele beider. Beide strebten mit mehr oder weniger Bewußtsein, doch jedenfalls nicht ohne ein solches, nach einer Ausböhnung von Gesellschaftsschichten, welche unter den damaligen Bildungsverhältnissen viel entschiedenere Gegensätze bildeten, als sie das seitdem gewordene Leben aufweist. In den gebildeteren Ständen hatte die lange Herrschaft philosophischer Doctrinen nicht nur den Blick für das praktische Leben getrübt, sondern auch allmählig die Kenntniß der thatsächlichen Zustände der außerhalb der speculativen Lebensauffassung stehenden Massen leicht als etwas Bedeutungsloses erscheinen lassen. Der große Einfluß, welchen unverkennbar noch wenige Jahre zuvor die Ritter'sche Weltanschauung geübt hatte, indem sie Geschichte und Culturentwicklung recht eigentlich als nothwendige Ergebnisse des irdischen Lebens d. h. der in der Erdgestaltung und der Erdoberfläche gegebenen Bildungen darstellte — diese Anschauung, welche freilich eine sehr genaue Kenntniß der Geographie und Geschichte voraussetzt, sie war im größten Theile der herrschenden Literaturströmungen von der bequemen Anwendung halb oder gar nicht verstandener Sätze aus der Hegel-



schen Philosophie verdrängt, welche nach ihrem Character dem positiv Gegebenen nur sehr wenig Recht zugestand. Die leichtsinnige und frivole Behandlung, welche überdies alles Bestehende von der eigentlichen Modeliteratur erfuhr, die belletristische Abthnung der schwersten Lebensfragen mit leicht hingeworfenen Sätzen, und endlich der vollständige Radicalismus, welchen die sociale Doctrin, von Frankreich ausgehend, in den socialistischen und communistischen Systemen zur Anwendung brachte — dies alles ließ den staatlich vorherrschenden Mittelklassen das Volk beinahe bloß wie eine gefährliche Maschine erscheinen, welche man immer unter der Voraussetzung ihrer möglichen Explosion zu behandeln habe. Dabei waren aber diese Mittelklassen selber bis zu einem gewissen Punkte radical, nur in einer andern, nämlich vorwiegend politischen Richtung. Die Leitung und Führung der Staaten ruhte jedoch theils in den Händen der Geburtsaristokratie, theils einer vollkommen exclusiven Bürokratie. Diesen beiden fehlte das wesentliche Verständniß für die nothwendigen Consequenzen, welche der in jeder Beziehung begünstigte Industrialismus für die freie Bewegung des Einzelnen auch außerhalb der eigentlichen Geschäftskreise in Anspruch nahm. So stand der Mittelstand und damit die Mittelbildung zwei Gegnern gegenüber: nach oben den Trägern und Vertretern der reactionären politischen Praxis, nach unten den dumpf aufgeregten Massen. Dieser Mittelstand fühlte sich zugleich dem Staate gegenüber als dessen Erhalter und als Träger der großen praktischen Interessen, materiellen Bewegungen, industriellen Erfindungen u. s. w. Den Massen gegenüber fühlte er sich, mit Unterschätzung ihrer unentbehrlichen Arbeitskräfte, als deren Ernährer und in tausendfachen Beziehungen als Herr einer dienenden Classe.

In dieses Durcheinandervogen allseitiger unzufriedener Factoren war nun das sogenannte „jung-deutsche“ Element der Literatur als noch mehr verwirrender Gährungsstoff eingetreten und hatte selbst die positiven Grundlagen, auf welchen die philosophische Negation beruhte, in den Hintergrund gedrängt. Mehr oder minder war aber auch die Geschichtschreibung, soweit sie populär, von diesem bloß verneinenden Geiste gegen das Bestehende angesteckt. Sie war bloß liberal, d. h. sie wies eigentlich immer bloß nach, was von je zum vollen Glücke und zur gedeiblichen Entwicklung aller Kräfte gefehlt; aber sie deutete nirgends darauf hin, welche Keime einer praktischen Zukunft aus der Vergangenheit weiter zu entwickeln seien. Die Theorie forderte also auf allen Gebieten etwas radical Neues, noch

nicht Dagewesenes; ihre stillschweigende Voraussetzung war ein vollkommener Bruch mit der Vergangenheit, eine vollständige Umpflügelung des Bestehenden, damit auf diesem Ackerboden die neue Welt erwachse. Was aber war diese neue Welt? Das wußte weder der philosophische Nihilismus noch der sociale und politische Radicalismus. Eigentlich fragten auch beide gar nicht danach, sondern faßten die abgedrungene Antwort nur immer wieder in dem Gemeinplage zusammen: die Freiheit. — Dem gegenüber stand die gouvernementale Ordnung der Dinge, der praktische Staat. Seine Leiter konnten sich nicht verhehlen, daß die ganze neue Gedankenwelt ihren gewohnten Gedankenkreisen durchaus feindlich gegenüberstehe. Beide hatten durchaus keine Beziehung zu einander. So stellte sich auch die gouvernementale Anschauung ihrerseits auf einen radicalen Standpunkt: nämlich jegliche Lebensbewegung, welche nicht von ihr ausging, galt ihr von vornherein als revolutionär. Um jedoch auch nicht die geringste Anerkennung der Nothwendigkeit eingreifender Aenderungen im praktischen Staate zu machen, verzichtete sie sogar auf den Versuch, die von ihr selber erkannten Mißstände organisch zu ändern und zu heilen; mit Palliativen allein wurde die Unerträglichkeit bestimmter Zustände hier und da gemildert, während man sonst überall die offenen Wunden des Staates und der Gesellschaft eben nur beplasterte.

Diese Zustände, welche man als die „vormärzlichen“ in unsere zeitgenössische Sprache eingeführt hat, sind hier natürlich nicht weiter zu schildern. Will man eine Formel für sie aufstellen, so darf man ihr wesentliches Moment wohl darein legen, daß die einzelnen Potenzen der Gesellschaft und des Staates einer gegenseitigen Kenntniß entbehrten; jede die Fortführung ihrer eigenen Gegenwart als Unmöglichkeit fühlte; jede aber auch über die zu wünschende Zukunft eine wirkliche Klarheit noch nicht gefunden hatte. Mit dem Worte „Epigonenthum“ machte man die Vergangenheit für die Gegenwart verantwortlich, mit „Propaganda des Umsturzes“ die vorwärts drängenden geistigen Elemente zu absoluten Feinden des Bestehenden, mit „Communismus und Socialismus“ das Volk zur Beförderung einer chaotischen Zukunft.

Halten wir diese tagesläufigen Anschauungen jener vormärzlichen Zeit fest, so lag in der Erzählliteratur, indem sie sich gerade damals von den vornehmeren Ständen abwendete, um ihnen durch Volks- und Dorfgeschichten die unteren Classen näher zu führen, nicht bloß eine volksfremdliche Reaction gegen die erschreckenden Wirkungen (und beabsichtigten

Schrecken) der vorausgegangenen Mysterienliteratur, sondern es hatte dieselbe offenbar von vornherein eine tiefere und edlere Bedeutung. Sie wollte die höherstehenden Gesellschaftsschichten mit den tiefer stehenden Volksschichten zunächst gemüthlich versöhnen, sie wollte zugleich, was unter den damaligen Verhältnissen von größter Wichtigkeit war, im Volke selber die wohlthuernden Gegensätze zu dem herben Charakterbilde finden, welches die Mysterienliteratur aus dem Proletariat der Städte zusammengetragen hatte. Eben darum war auch nicht bloß das große und spezifische Talent, womit die Begründer dieser Richtung ihre Erzählungen in das Leben einführten, der Grund der lebhaften Wirkung, welche diese Literatur in jener Zeit äußerte, deren äußerliche Bedingungen ihr von vornherein keineswegs besonders günstig entgegen kamen. Man hat vielmehr die Ursache dafür theils in ihrer Naturwahrheit, theils darin zu suchen, daß sich im Vorschreiten der Zeit und der Verkehrsbewegungen wirklich auch das Bedürfnis einer bessern Kenntniß und wahreren Anschauung von den außerhalb des städtischen Proletariats stehenden Bevölkerungsschichten kundgab.

Wir haben hier natürlich nicht weiter darauf einzugehen, wie im weitern Besolge der Zeiten auch diese Literatur theils von geistloser Nachahmung und Büchermacherei, theils von bestimmten socialpolitischen Tendenzen verärbt, verflacht und verkrüppelt wurde. Während die Nachahmer allmählig dahin gelangten, aus den geschilderten Volksgestalten sentimentale Gefühlsjäger zu machen, deren angebliche Empfindungen schon nach ihren Bildungsständen vollkommen unmöglich sind, stand neben solcher poetasternden Lüge andererseits die Lüge der demokratischen Tendenz, welche nur im „Volke“ die eigentlichen Märtyrer und Heroen aller edeln Größe, die eigentliche bürgerliche und staatsbürgerliche Tugend findet. Daß aber trotz dieser widerlichen Schönfärberei das bessere Moment dieser Richtung der ästhetischen Literatur auch noch heute productiv fortwirkt, zeugt für dessen gesunde Kraft. Der Name Volks- und Dorfgeschichten ist allerdings schon wieder altmodisch. Aber dagegen hat die ganze Novellistik und Romanschreibung unserer unmittelbaren Gegenwart das Volkselement in sich aufgenommen und man darf sagen, es ist ihr heute geradezu unentbehrlich, während in der Zeit vor der Dorfgeschichte, wenn man von der durchweg tendenziösen Mysterienliteratur abstieht, das Volkselement aus den romantischen Darstellungen geradezu verbannt war. Damals bewegte man sich in recht eigentlichen Gesellschaftsfragen, in den raffinirtesten socialen und psychologischen Conflicten, in sorgsam erdachten Problemen einer übersei-

nernten Lebenskünstelei, kurz in Menschen- und Interessenkreisen, welche im Leben der Gesamtheit nur eine sehr untergeordnete Bedeutung zu beanspruchen vermögen, weil sie zu dessen Fortentwickelungen nichts Wesentliches beitragen. In diesem Sinne wurde die erzählende Literatur freilich demokratischer, aber man darf es nur nicht mißverstehen; denn sie war in jener Zeit, da sie sich nur mit exclusiven Zielen beschäftigte und auch von aristokratischen Händen (namentlich Damen) mit Vorliebe gepflegt wurde, in historischer und socialer Hinsicht selbst weit radicaler als heute. Wir glauben nicht vorzugreifen, wenn wir hier die Bemerkung einfügen, daß auch in dieser Erscheinung jedenfalls kein unwichtiges Symptom der gewonnenen Klarheit über die Möglichkeiten politisch-gesellschaftlicher Entwicklung, sogar eine sehr entschiedene Anerkennung ihrer absoluten Abhängigkeit vom historisch und positiv Gegebenen liegt.

Indem wir jedoch der Volksgeschichte und ihren weiteren Ausbildungen wie Fortwirkungen nachblickten, haben wir die geschichtliche Literatur in ihrer vormärzlichen Entwicklung aus den Augen gelassen. Als die Vorbewegungen des Jahres 1848 begannen, gehörte die Popularität der liberalen Geschichtschreibung eigentlich schon der Vergangenheit an. Sie hatte die Frage unbeantwortet gelassen: was nun? Dagegen hatte sich der Roman und das Drama derjenigen Schriftsteller aus der Schule des „jungen Deutschland“, welche durch dichterische Befähigung und positives Wissen hervorragten, des anregenden Culturmomentes aus der Geschichtschreibung bemächtigt. Mit nicht gewöhnlicher Kraft und technischer Gewandtheit wählten sie entscheidende Wendepunkte aus der Historie, um an diesen die Herauspuppung des Neuen aus dem Alten zu künstlerischer Anschauung zu bringen. Besonders waren es die letzten Momente des absoluten Königthums, der eigentlichen Seigneurie, der allmächtigen Hierarchie u. s. w. in irgend einem Lande, welche den Vorwurf ihrer romantischen und dramatischen Darstellungen bildeten. Bei einer derartigen Verwendung des historischen Stoffes mußten aber natürlich die Cultur- und Localverhältnisse, die individuellen Besonderheiten der auftretenden Personen, Familienbeziehungen, Reichthum, Armuth, kurz alles Detail, welches dem Kunstgebilde Wärme, Unmittelbarkeit, Farbe, pulstrendes Leben einzuhauchen vermag, zum künstlerischen Zwecke in den Vordergrund gedrängt werden. Dagegen stand freilich die historische Kritik oftmals erschrocken genug vor der Zusammenlegung des historischen Materials für den künstlerischen Zweck. Ihr unwilliges Erstaunen war aber um so größer, als die Strömung der

gelehrten Geschichtsarbeiter mit einem gewissen Bewußtsein gegen die nihilistische Gesinnungsmacherei der populären Historiographie gerade damals vorzugsweise auf eine kritische Revision vieler bisher mit großer Autorität umkleideten Geschichtswerke gerichtet war. Man konnte aber den modernen Dichtern kaum einen ästhetischen Vorwurf aus der Willkürlichkeit machen, womit sie historische Thatfachen technisch verarbeiten, ohne zugleich anzuerkennen, daß sie trotzdem der eigentlichen Geschichtschreibung vorangeeilt waren in Hervorhebung der culturlichen Bedeutung ihrer dramatisch oder romantisch behandelten Thatfachen und Persönlichkeiten. Daß jedoch eben hierin, abgesehen von den sonstigen Verdiensten, ein wesentliches Moment der Popularität dieser ästhetischen Literatur zu suchen sei, konnte sich auch die ernste Geschichtschreibung durchaus nicht verhehlen. Wollte sie aus den rein gelehrten Kreisen als Lehrerin eintreten in die lebendige Welt, so mußte sie diese von ihr mehr oder minder vernachlässigten Umgebungen der geschichtlichen Thatfachen ebenfalls in schöner Form und anschaulicher Behandlung mit ihrem Darstellungskreis organisch verflechten. Dies zu thun ward nun offenbar das Bestreben der Jüngeren unter den Geschichtschreibern in den letzten Jahren vor 1848 und Jeder, der die zeitgenössische Literatur kennt, weiß auch, daß schon damals nach dieser Richtung hin (doch meistens nur in Monographien) sehr schöne Ergebnisse erreicht wurden.

Man würde übrigens diese Wendung der damaligen Geschichtschreibung zu schönerer künstlerischer Gestaltung nur sehr oberflächlich auffassen, wenn man darin weiter nichts sehen wollte, als eine Art von Rivalität mit der gleichzeitigen ästhetischen Verwendung des historischen Stoffes. Sie begründete sich weit tiefer, und wir möchten nicht einmal die Behauptung wagen, daß die neue Entwicklung der Belletristik auf historischem Boden die entscheidende Gelegenheitsursache gewesen sei, um das längst gefühlte Bedürfniß der eigentlichen Historiographie zu einem entsprechenden Ausdruck zu zwingen. Vielmehr regte es sich schon damals auf allen Gebieten, um die Wissenschaft in unmittelbarere Beziehung mit dem Leben zu setzen. „Popularisirung der Wissenschaft“ war schon damals ein allgemeines Schlagwort; aber sie war es nach den damaligen Stimmungen mehr aus einem unklaren demokratischen Gefühle heraus, als in klarer Erkenntniß ihrer Culturnothwendigkeit. Es lag in der noch immer nachwirkenden mehr belletristischen und dilettantischen Behandlung der ernstesten Lebensfragen, daß ein großer Theil der Vertreter der Literatur, namentlich jener, welche sich recht eigentlich der Zeitdienerei widmete, die noch man-

gelinde Popularisirung der allgemeinen Wissenschaften nicht sowohl der großen Schwierigkeit einer solchen Behandlung, sondern vielmehr einem sich abschließenden Gelehrtenhochmuth zu Last legte.

Ganz läßt es sich auch nicht weglängnen, daß letzterer bei vielen Fachgelehrten vorhanden war, so daß gerade die hervorragendsten Männer der Wissenschaft sich damals nur schwer entschlossen, unmittelbar zum Volke zu sprechen. Es lag jedoch darin sogar eine gewisse Analogie zwischen ihnen und den bedeutenderen Kräften der allgemeinen belletristischen Literatur. Wenn letztere sich ihren Namen und ihre Carrière durch die Zeitschriften gemacht hatten, so verschmähten auch sie es gewöhnlich, wahrhaft thätige Mitarbeiter der Tagesliteratur zu bleiben. Diese brauchte ihre Namen nur als Lockvögel bei ihren Abonnementseinladungen und das Publikum erhielt zum Dank für sein Vertrauen darauf meistens bloß die sonst nicht verwendbaren Papierschnitzel und Gedankenspäne aus der geistigen Werkstätte der Berühmtheiten. Freilich versteht sich von selbst, daß von diesem gewöhnlichen Gange der Dinge auch damals schon rühmenswürdige Ausnahmen vorkamen, doch blieben sie im Ganzen selten genug. Dagegen krüftete sich die allgemeine Literatur mit ihrer Aufgabe, das Wissen zu popularisiren, fast niemals gleichermaßen, als eben in den letzten Jahren vor 1848. Es war dies auch eine Zeitdienerei und gewissermaßen eine Liebedienerei für denjenigen Socialdemokratismus, welcher das Fernstehen der Wissenschaft vom Leben nicht wie eine sehr erklärbare Consequenz der bisherigen Lebensverhältnisse, sondern wie die absichtliche Vorenthaltung eines Genusses behandelte, auf welchen das Volk ein Recht habe. Dies Recht ist allerdings theoretisch ganz begründet und praktisch ließ sich auch nicht verkennen, daß in England und Frankreich die Wissenschaft schon viel lebhaftere Anstrengungen gemacht hatte, um sich in allgemeinere Wechselbeziehungen mit den praktischen Bedürfnissen des Publikums zu setzen, als in Deutschland. Allein eben weil der deutschen Gelehrsamkeit großentheils noch die Gefälligkeit der Darstellungsformen abging, war ihr auch das Publikum nirgends mit besonderer Lebhaftigkeit entgegen gekommen.

Nun hatte seit einiger Zeit die Strömung der belehrenden Unterhaltungen und unterhaltenden Belehrungen in Frankreich und England das Illustrationswesen auf ihre Oberfläche gehoben. Die leidige Manie der Deutschen, jede fremdländische Mode zu übertreiben, folgte dem gegebenen Anstoße um so lebhafter, als er zugleich der buchhändlerischen Speculation ein einträgliches Geschäft verhieß. Die Xylographie stand jedoch damals

in Deutschland noch (oder richtiger gesprochen: wieder) auf sehr niederer Stufe. Die Buchhändler kauften also die in England und Frankreich schon benutzten Holzstöcke (Abklatsche) und die literarische Handwerkerei mußte den Text dazu machen. Wenn man nun auch annehmen möchte, daß die illustrierten Gegenstände den momentanen französischen und englischen Interessen, Bedürfnissen, Bildungsständen mehr oder minder entsprachen, so war doch ihre unmittelbare Uebertragung in die deutsche Welt eine reine Willkürlichkeit. Die buchhändlerische Speculation und literarische Handwerkerei benutzte überdies bei der Textfabrikation meistens nicht einmal die ausländischen Originalquellen, sondern nahm das Bild als Thema und paßte ihm etwa bezügliche Artikel der Conversationslexika und encyclopädischen Wörterbücher übel und böse an. Die dort schon höchst fragmentarische Unwissenschaftlichkeit wurde durch den Jargon alltäglichen Gesprächs oder feuilletonistischer Abthnung vollends verwässert, so daß von allem ernsterem Wissen und aller praktischen Belehrung meistens keine Spur blieb. Natürlich verschwand auch hinter der Buntheit der Bilder ein solchermaßen fabricirter Text vollkommen, und kein irgend anständiger Schriftsteller ließ seine Feder diesem Treiben. Die buchhändlerische Speculation und die literarische Handwerkerei schleuderte dagegen in reiner Zufälligkeit und gänzlicher Systemlosigkeit, aber alleinherrschend, eine unendliche Masse von großentheils falschen Vorstellungen in das Publicum. Die Frivolität des Leichtsinns und die Gewissenlosigkeit der Unwissenheit, womit dies geschehen konnte, ist schon heute beinahe unbegreiflich. Hatte nun vorher der Mangel von Vorstellungen in der allgemeinen Bildung eine gewisse Berechtigung auf vermehrte Zuführung von Gegenständen der Belehrung gehabt, so mußte jetzt die unendliche Menge von falschen Vorstellungen der Cultur fast noch gefährlicher sein als jener Mangel, weil das beigelegte Bild sich doch immer wie ein Zeuge für die Wahrheit und Richtigkeit des Textes ausnahm. Zudem aber dieser außerdem noch so erschreckend unbedeutend und gehaltlos war, gewöhnte sich die Durchschnittsbildung immer mehr daran, ihn gar nicht zu beachten, das Bild als genügend anzunehmen, das Lesen sich abzugewöhnen oder durch Anschauung des Bildes das Denken über das Gelesene, die eigene Thätigkeit des Verstandes und Vorstellungsvermögens für unnöthig zu halten.

Diese Verwirrung der Illustrationsliteratur war sicherlich ein höchst gefährlicher Abweg; allein culturgeschichtlich betrachtet erscheint er doch nur als eine momentane Abirrung theils des allgemeinen encyclopädischen

Bildungsdranges, theils als ein Nachklang jener vorhergegangenen Literaturepoche, welche überhaupt das positive Wissen durch eine gewisse geistreiche Oberflächlichkeit ersetzen zu können meinte. Dem gegenüber hatte nun die Wissenschaftlichkeit die dringendste Veranlassung sich nicht bloß wirksam zu popularisiren, sondern sich, so zu sagen, in der öffentlichen Meinung gebührend zu Ehren zu bringen. Gerade der falschen Popularisirung gegenüber, welche durch die Illustrationsmode betrieben ward und alle Gegenstände des alltäglichen Lebens wie der weiteren Welt in großer Buntheit, doch ohne jegliche Entwicklung ihrer Wechselbezüge und gegenseitigen Bedingungen in das Publicum einführte, mußte sich in den wahrhaftig berufenen Vertretern der allgemeinen Wissenschaften die Ueberzeugung begründen, daß es jetzt ihre Aufgabe sei, nicht bloß den eigentlichen Fachgelehrten, sondern überhaupt der höheren Bildung zunächst den organischen Zusammenhang der gesammten Erscheinungswelt zum Bewußtsein zu bringen. Diese Aufgabe mußte freilich selbst Demjenigen, der sich ihrer culturgehichtlichen Nothwendigkeit aufs klarste bewußt war, so ungeheuer und unlösbar erscheinen, daß es ganz natürlich blieb, wenn die Versuche dazu entweder gar nicht gemacht wurden oder sich selber von vorn herein wieder nur auf bestimmte Gruppen des Geschaffenen beschränkten. Indessen waren allerdings auf dem Berührungsgebiete zwischen Naturwissenschaft und Geschichte schon seit den dreißiger Jahren einzelne mehr populär gehaltene Werke hervorgetreten, welche ein derartiges Ziel mit Glück und Geschick verfolgten. Als nun in der Mitte der vierziger Jahre (1845) der erste Band des „Kosmos“ von Humboldt erschien und mit seiner ausführlichen Einleitung die ungeheure Aufgabe eben so scharf als großartig, eben so edel als allgemeinverständlich feststellte, da konnte auch die geistige Rückwirkung zunächst auf die naturwissenschaftliche Literatur, außerdem aber auch auf die Geschichtschreibung nicht ausbleiben. Man darf wohl sagen, daß der „Kosmos“ nicht bloß formell das Räthselwort löste, wie die edlere Wissenschaft sich dem allgemeinen Verständnisse zu nähern habe, sondern daß derselbe noch in höherem Maße für die Erkenntniß bedingend wurde, wie jegliche Popularisirung der Wissenschaft im guten Sinne des Wortes nicht den untergeordneteren Arbeitern des Gelehrtenstandes überlassen bleiben dürfe, sondern gerade die höchste Pflichterfüllung der erhabensten Fürsten der Wissenschaft sei.

Mit Wenn und Aber ist keine Geschichte zu schreiben. Dennoch glauben wir, auf das Dargelegte gestützt, die Behauptung wagen zu dürfen,

daß „wenn“ die Revolution von 1848 nicht gekommen wäre und nicht beinahe der gesammten, außerhalb der Tagesfragen stehenden Literatur ein mehrjähriges Stillschweigen auferlegt hätte, jedenfalls auch auf die belletristische Schriftwelt in ihren höheren Gebieten die kosmische Anschauung denselben erweiternden Einfluß sofort geäußert hätte, welcher sich, trotz der Revolution, seit dem Erscheinen des Kosmos in der Gestaltung der allgemeinwissenschaftlichen Literatur kundgegeben hat. Zudem mag es auf der andern Seite auch für die schwungvolle Entwicklung der populärwissenschaftlichen Schriftwelt keineswegs ungünstig gewesen sein, daß sie durch die Revolutionsjahre und den unmittelbar nachher eingetretenen Niederdruck der Reaction zu einer längeren Pause ihrer größeren Productivität veranlaßt wurde. Denn die Jahre, wo äußerlich Niemand auf ihre Stimme zu hören geneigt war, zeigen auf den verschiedensten Gebieten derselben ein höchst förderndes Insißgehen, um sich und ihre Darstellungen mit der kosmischen Weltanschauung zu vermitteln.

Am deutlichsten prägt sich dies natürlich auf naturwissenschaftlichem Gebiete aus. Ein paar Jahre lang, darf man sagen, ging ihre edlere Popularisirung vollkommen in einer Literatur auf, deren ausschließliches Streben dahin gerichtet war, die großen Gedanken und Thatfachen des Humboldt'schen Kosmos den verschiedenen Bildungsschichten mundgerecht zu machen. Damit wurde einerseits eine Periode des Vorstudiums für selbständige Hervorbringungen durchmessen, andererseits eine formelle Gewandtheit für populäre Darstellungsweisen gewonnen, zugleich aber auch einer offenbaren Nothwendigkeit entsprochen. Denn der „Kosmos“ selbst, so sehr er auch eine Zeitlang Modelectüre war, ist doch nicht entfernt ein Werk, welches an sich in allen seinen Theilen der Durchschnittsbildung zugänglich ist. Es erfordert vielmehr eine sehr entschiedene gelehrte Allgemeinbildung und auf naturwissenschaftlichem Boden sogar eine specifische Fachbildung. Aber dagegen begründete sich sein unermesslicher Einfluß wesentlich darauf, daß er dem Leser, selbst wenn diesem einzelne specifische Voraussetzungen des positiven Wissens mangelten, die Ahnung vom Zusammenhange alles Geschaffenen und Geschehenden (Schöpfung und Geschichte) zur unumstößlichen Ueberzeugung befestigt. Zudem er nun diese Anschauung in die höhere Allgemeinbildung organisch verflocht, indem die ihn umflatternde, großentheils mit formeller Geschicklichkeit erläuternde Literatur dieselbe Anschauung auch den anderen Bildungsschichten zugänglich machte, ergab sich die natürliche Grundlage für die Empfänglichkeit, welche seit jener Zeit

die deutsche Lesewelt der schönen Popularisirung der allgemeinen Wissenschaften entgegen bringt. Seitdem aber die Fachgelehrten der Naturwissenschaften, wie der Geschichte, sich dessen bewußt sind, mit allgemeinverständlichen Darstellungen nicht erst mühsam ein Interesse für ihren Gegenstand erobern zu müssen, sondern auf dessen Vorhandensein fußen zu dürfen, ist es auch natürlich, daß sich in ihnen der Drang nach immer unmittelbarer Wechselwirkung mit dem großen Publicum lebendig und kraftvoll erhält. Ebenso natürlich muß aber auch die Schriftstellerei, welche sich auf den Grenzgebieten zwischen Wissenschaftlichkeit und Belletristik bewegt, den ernstern Anschauungen und den veränderten Weltverhältnissen gewissenhafter Rechnung tragen, als noch vor etwa einem Jahrzehnt. Seitdem die Geschichtschreibung nicht bloß mehr die kritische Correctur früherer Forschungen für ihr Ziel hält, seitdem sie nicht mehr bloß das politische Element als wesentlich bedingend in sich aufgenommen hat, sondern auch lernte, mit Freiheit und Sicherheit der Zeichnung die einzelnen Persönlichkeiten und den Gang der Ereignisse als Ausdruck und Nothwendigkeit der intellectuellen und moralischen Bildung ihrer Zeit zu lebendiger Erscheinung zu bringen, ohne doch die Wahrheit der Thatfachen dem anregenden, zeitbezüglichen, fortbildenden Weirerk zu opfern — seit diesem Fortschritte der Geschichtschreibung ist namentlich die Lösung der ästhetischen Aufgaben des historischen Romans eine weit schwierigere als früher geworden.

Sollte man es nun als bloße Zufälligkeit betrachten, daß die wirklichen Künstler unter unseren zeitgenössischen Erzählern neuerdings dem großen historischen Romane beinahe entsagt haben? Gewiß nicht, vielmehr erscheint diese Thatsache ebenfalls als wesentliches Symptom der gewonnenen größern Klarheit über die außerordentlich erhöhten Ansprüche, welche die ästhetische Kritik mit vollem Rechte an derartige Hervorbringungen stellen muß. Man wird entgegen: die belletristischen Kataloge sind fast niemals so reich an historischen Romanen gewesen, als eben jetzt. Das ist vollkommen eben so wahr, wie daß das belletristische Lesebedürfniß der Mittelbildung sich dem historischen Romane mit Vorneigung zugewendet hat. Allein wenn man bei einiger Kenntniß der literarischen Kräfte die Namenreihe der Verfasser dieser historischen Romane durchgeht, so findet man darin fast ausschließlich jene Schriftsteller vertreten, welche keinen weiteren Anspruch erheben, als eben das belletristische Tagesbedürfniß zu befriedigen. Es befinden sich darunter namentlich auffallend viel Frauen. Auf der einen Seite mag man es freudig begrüßen, daß ihr productiver

Dilettantismus sich von den sogenannten Emancipationsfragen abgewendet hat, die doch eben nur mit einer gewissen Hintansetzung der Weiblichkeit zu erörtern waren; auf der andern Seite ergiebt sich dagegen die Hinwendung der weiblichen Romantik zum historischen Gebiete immerhin als Unterstützung der gestellten Aufgabe und Ueberschätzung der Möglichkeit des weiblichen Naturells. Dafür zeugen auch die Hervorbringungen auf diesem Boden. Viele derselben sind mit kaum geringerer Virtuosität der Technik gemacht, als die Saisondramen der Birch-Pfeiferschen Fabrik; aber wenige zeugen auch für größere innere Kraft und dichterische Begabung.

Auf eine Kritik haben wir uns indessen hier nicht einzulassen. Mag auch der historische Roman gerade gegenwärtig durchaus keine vollgültige Blüthe und Frucht treiben, so zeugt immerhin seine lebhaft bearbeitung von Seiten derer, die auf das große Romanpublicum speculiren, für eine gewisse historische Neigung in diesem selber. Darin offenbart sich abermals ein allgemeines Symptom der Zeit. Sie will selbst in der bloßen Unterhaltungsliteratur nicht nur das Mögliche vermischt mit Unmöglichem, Wahrscheinliches verbunden mit Phantastischem, sondern Wirklichkeit, Thatsache, Leben. Sie späht nach dem Vorhandengewesenen, wie und ob es Bestandhabendes erzeugte; sie fragt, wie die hervorragenden Persönlichkeiten und Geschlechter entschwundener Jahrhunderte das Leben nahmen und begriffen, um daraus die Lehre für die Neugestaltungen unseres eigenen Daseins zu ziehen. In dieser Richtung des Bedürfnisses unserer Gegenwart liegt es zugleich begründet, daß manche derjenigen Schriftsteller, welche sich früher der ästhetischen Production ausschließlich gewidmet hatten, theils nunmehr ausschließlich der Culturgeschichte sich zugewendet haben, theils ihre ästhetischen Productionen auf realen Boden stellen. Indem der Roman, die Erzählung, die Novelle, welche sich mit der Gegenwart beschäftigt, nicht bloß die geistige oder gesellschaftliche Aristokratie belauscht, sondern das Publicum zugleich bei seiner Arbeit aufsucht, ist es ein beträchtlicher Fortschritt auf der schwierigen Bahn der Vermittlung zwischen Poesie und Leben, sich aus den idealistischen, abstracten und formalistischen Sphären loszuarbeiten, um Realität für Alles, auch für eine freiere Nationalpolitik zu gewinnen. Der Schwerpunkt des heutigen Romans liegt weniger in der Leidenschaft der handelnden Personen, als in der Darstellung des gesunden und hellen Menschenverstandes, welcher in der Freude hinreichende Selbstbeherrschung mit Humor ausübt, aber auch in Gefahr und Noth bis aufs Aeußerste Auskunst und Auswege sucht und findet. Man mag gar

nicht verkennen, daß sich auch hierin der Materialismus unserer Zeitstimmung wirksam erweist. Allein jedenfalls sind die unvermerkt einfließenden Lebensaufschlüsse und Anregungen des Nachdenkens, außerdem ein überall sichtbarer, thätiger Unternehmungsgeist und eine patriotische Gesinnung, welche durchschlägt, ohne Vaterland und Freiheit viel im Munde zu führen, als überaus wohlthuende Erscheinungen unserer zeitgenössischen Romantik zu begrüßen. Jedenfalls besitzt sie eben dadurch Inhalt genug, um auch in die Zukunft fortzeugend einzugreifen.

Würden wir hier mehr als allgemeine Andeutungen geben wollen, so wäre freilich außerdem auf eine Menge von Mittelgut einzugehen, welches von allen diesen Vorzügen kaum einen repräsentirt. Würde nicht in Deutschland, um es materiell auszudrücken, an Romanzeug so viel verbraucht, so wäre z. B. eine Erscheinung vollkommen unerklärlich, welche ebenfalls der unmittelbaren Gegenwart angehört und buchhändlerisch den entsprechenden Anklang findet. Wir meinen damit die „Romanbibliotheken“, welche einige Buchhandlungen unternommen haben und wovon sie bereits eine lange Reihe von Producten veröffentlichten. An sich sind diese Pläne sicherlich für Literatur und Nationalbildung gefährlich; denn sie führen unmittelbar zu massenhafter Fabrikation, zum Arbeiten auf Bestellung und nach Stückzahl. Daß es dabei von der obersten Leitung des Unternehmens abhängt, die Verwilderung zu fördern oder die Würde zu wahren, versteht sich von selbst. Sind nun auch viele Werke dieser Romanbibliotheken von sehr untergeordnetem ästhetischem Werthe, so ist doch bisher keine eigentlich verwerfliche Richtung in ihnen vertreten worden. Einzelnen Nachseitenmalern und Folstermeistern im altromantischen deutschen und neuromantischen französischen Sinne entgeht man allerdings nicht; im Ganzen bewährt sich jedoch ein ziemlich solides, auf Beobachtung gestütztes Streben nach Naturtreue neben sittlicher Würde und formeller Anmuth. Wenigstens wird fast durchgängig eine gewisse Höhe der Schilderung und Betrachtung behauptet und im Gegensatz zu spielend gehegten Tendenzen eine Theilnahme an den Aufgaben der Nation, welche wir direct als Widerspiegelung und Resultat der Bildung unserer Gegenwart ansehen dürfen. Zugleich verminderte sich durch diese Unternehmungen jene unselige Uebersetzungsmanie, welche von allen fremden Nationen nicht etwa das Beste, sondern gerade vorzugsweise das Excentrischste jeglicher frappanten Richtung zusammenborgte und dem Heißhunger der Halbbildung als Lesefutter vorwarf. Als man einem Franzosen gegenüber die Popularität eines Balzac,

E. Sue, P. de Kock &c. als Symptom der moralischen Zersahrenheit der französischen Nation geltend machte, konnte er mit vollem Rechte antworten: „Frankreich hat von jeder Sorte dieser Schriftsteller blos ein Exemplar verbraucht, aber die deutschen Uebersetzer haben jedes ihrer Bücher zehn und zwölfmal wiedergeschrieben, und Deutschland hat es verbraucht.“

Hatten wir im Vorstehenden speciell den historischen Roman und weitergreifend die Erzählliteratur im allgemeinen (nicht sowohl vom ästhetischen, sondern mehr vom culturhistorischen Standpunkte aus) als Bewohner des Grenzgebietes zwischen Wissenschaftlichkeit und Belletristik aufgefaßt, um den Einfluß der vervollkommeneten Geschichtschreibung, wie der kosmischen Naturanschauung auf sie anzudeuten, so ist nunmehr eine Sphäre der Schriftwelt zu berühren, welche in ihren vollendetsten Erzeugnissen jedenfalls die nächsten Bezüge zu den Naturwissenschaften im allgemeinen — namentlich als Geographie und Ethnographie — doch kaum eine entferntere zu den Geschichtswissenschaften — namentlich Publizistik und Politik — besitzt. Man braucht kaum zu sagen, daß damit die Reisebeschreibung gemeint ist. Seitdem der Wechselverkehr der Nationen sich erleichterte und vervielfachte, mußte nothwendig die Reisebeschreibung ihren früheren Charakter ändern. Es kam in der Hauptsache nicht mehr vorzugsweise darauf an, die entfernten Länder und Völker eben als etwas durchaus Fremdes zu schildern, sondern darauf, das dort angeschaute Leben mit der europäischen Cultur in Verbindung zu setzen. Wer nicht bloß zu Vergnügungszwecken durch die Welt gefahren ist, sondern ernsteren Beobachtungen nachging, weiß jedoch aus eigener Erfahrung, wie unendlich schwierig die Verfolgung dieses Zweckes ist. Wenn man dagegen an die sogenannte Touristenliteratur erinnert, welche im Beginne der vierziger Jahre ihren massenhaftesten Blüthen trieb, so bedarf es eben nur der Nennung dieses Namens, um die Vorstellung von einem Literaturzweige wach zu rufen, der in seiner alltäglichen Behandlung alles eher brachte, als belehrende Unterhaltung. Je weiter und zielloser der Tourist umhergeschweift war, je absprechender und decidirter er Menschen und Verhältnisse abthat, je rücksichtsloser und subjectiver er seine Urtheile zusammenfaßte, desto schwunghafter ging das buchhändlerische Geschäft mit dem Buch. Die Sache ward schon etwas schwieriger, als die Naturwissenschaften die Neigung des Publicums zu erobern begannen. Nachdem vollends die Eisenbahnen und Dampfschiffe mit ihren Rauchflaggen immer weitere Kreise der Erde erobert hatten, nachdem für jeden Einzelnen die bequeme und

wohlfeile Möglichkeit zur Durchmessung weiter Strecken gegeben war, verschwand zunächst der Nimbus der Entfernungen, die sich in den Touristenbüchern bisher imponirend zusammengedrängt hatten. Je mehr sich der erweiterte und beschleunigte Verkehr geschäftlich einlebte, desto mehr empfand sich auch die flüchtige Oberflächlichkeit des Touristenwesens. Jede positive, praktische Frage, welche man an seine Bücher richtete, blieb unbeantwortet; wo man Land, Leute, Verhältnisse suchte, fand man immer bloß den Reisenden selbst. Ausnahmen davon waren äußerst selten. Denn wirklich hatten die früheren Touristen den Vortheil gehabt, ihre eigene werthe Persönlichkeit in der verschiedenen Beleuchtung der tropischen Sonne und des arktischen Nordlichtes oder auch nur in den verschiedenartigen Umgebungen der europäischen Culturländer zu einem interessanten Gegenstand machen zu dürfen. Dieser Genugthuung der Eitelkeit opferten jedoch namentlich die „Reisendinnen“ allmählig in einem Uebermaß, daß sich ihre Schriften bereits in der letzten Hälfte der vierziger Jahre in ein Abschreckungsmittel verwandelten. Die Touristenliteratur begann auch wirklich schon damals insofern eine günstige Reaction zu erleiden, als in den bessern Erzeugnissen mindestens die bloße Zufälligkeit der Reisebegegnungen nicht mehr den Hauptinhalt bildete. Sie fing wenigstens an, nach den erstern Seiten der Beobachtung hinüber zu blicken, wenn auch vorerst noch sehr beiläufig. Es kam ihr eine Ahnung davon, daß man ohne tüchtiges Allgemeinwissen, specielle Vorstudien und persönliche Accommodation an Land und Leute nicht zu beobachten und beurtheilen, noch viel weniger der Heimath ein gedeihliches Ergebniß der Erfahrungen zuzuführen vermag. Es gehört auch schon in jene Zeit, daß die Touristen nicht mehr bloß reisten um zu reisen und zu schreiben; sondern daß sie ihre Touren speciell nach Ländern lenkten, welche eben dem öffentlichen Interesse näher getreten waren.

Natürlich schnitt jedoch das Jahr 1848 auch das Interesse an diesen Schriften ab. Als die Bewegung von der Reaction überholt war, fühlte sich dagegen allerwärts, daß man über den Beschäftigungen in der Ferne der eigenen Heimath in tausendfachen Beziehungen fremd geblieben war. Je ungelöster beinahe alle von der Bewegungszeit empor getriebenen Fragen geblieben waren, desto lebhafter empfand sich nun das Bedürfniß, über die wirklichen Bestände der Dinge nach bestimmten Richtungen hin klar zu werden. Das ästhetische und belletristische Element der Reiseliteratur trat jetzt wesentlich zurück und wir sehen die erste Hälfte der fünfziger Jahre sehr charakteristisch durch ziemlich viele Reisewerke ernster Wissenschafts-

männer bezeichnet, welche speciell darauf ausgehen, bestimmte sociale, politische, geschäftliche, wissenschaftliche Zustände und Einrichtungen der verschiedenen Culturvölker nicht bloß zu schildern, sondern mit directer Rückbeziehung auf die gleichnamigen Verhältnisse der Heimath zu erörtern.

Diese Literatur der publicistischen Tendenzreisen konnte jedoch natürlich bloß bis zu einem gewissen Grade populär werden. Dagegen begann ein lebhaftes Streben, Deutschland selber durch Schilderungen seiner Natur und seiner Localentwickelungen, durch populäre Behandlung seines geologischen Baues und seiner historischen Gestaltungen den Deutschen näher zu bringen und somit den nationalen Gedanken zu kräftigen. Daraus entwickelte sich wieder eine äußerst specialisirende Schilderung bestimmter Landschaften, Orte, Gebirgs- und Flußgebiete u. s. w., hinter deren Sorgfalt der anmuthigen Form immer wieder der Gedanke hervortrat, die unauslöbliche Beziehung des einzelnen Theiles zum Ganzen in das öffentliche Bewußtsein einzuführen. Mit welcher ungeheueren Wucht zugleich die unterdessen zur Herrschaft gelangte kosmische Anschauung, die naturwissenschaftliche Neigung und die Formvollendung in der Geschichtschreibung auf derartige Hervorbringungen der Reiseliteratur wirken mußten, bedarf kaum der Bemerkung. Auch ist die Entwicklung dieses Literaturzweiges bis heute noch zu keinem abschließenden Ergebnisse gekommen, während erfreulicherweise fortwährend der Ernst ihres Strebens mit der Sorgfalt in der Form gleichen Schritt hält. Wenn Schriftsteller trotzdem jetzt schon versuchen wollen, einzelne halb wahre, halb künstliche culturhistorische Abschlüsse als „Naturgeschichte des Volks“ geltend zu machen, so zeigt sich darin nur, daß sie, trotz aller zur Schau getragenen Verachtung der Belletristen, mit ihrer Bildung in der Belletristik wurzeln. Gelingene einzelne Partien und Genrebilder können nicht die Selbsttäuschung verdecken, welche aus relativ sparsamen Beobachtungen für die Fortbildung der Nationalökonomie, der Pädagogik, der Rechtsverhältnisse, des häuslichen und Familienlebens u. s. w. mehr als gute Anekdoten darzubieten meint. Wenn vollends die Zukunftsberechtigung der verschiedenen Stände von der Umkehr zur überlebten Vergangenheit ausschließlich ihre Hoffnungen schöpfen soll, so mag dies bei manchen politischen und hierarchischen Parteien viel Wohlgefallen einbringen, doch wird damit für die Lebenspraxis durchaus kein Resultat erreicht.

Zeigt sich trotz solcher verfrühten und abirrenden Versuche, selbst in ihnen, nach welchen Richtungen hin die moderne Entwicklung der Reiseliteratur für die Fortschritte der Civilisation fruchtbar zu werden vermag, so

ist auf der andern Seite eine andere Entwicklung derselben nicht ganz mit Stillschweigen zu übergehen, weil auch sie jedenfalls eine civilisatorische Mission verfolgt. Die sogenannten „Reisebibliotheken,“ „Eisenbahnbücher“ u. s. w. haben eine entfernte Aehnlichkeit mit den früher erwähnten „Romanbibliotheken.“ Nur sind sie eine ganz unmittelbar aus unserer Locomotivenzeit hervorgegangene Büchermode. Sammlungen unter gemeinsamem Titel von meistens dünnen Bändchen, deren jedes sein Thema in sich abschließt, befinden sie sich — wie auch die Thatfachen bezeugen — auf dem abschüssigsten Wege, Ethnographisches, Historisches, Belletristisches in höchst zweifelhaften Erzeugnissen und handwerksmäßigen Uebersetzungen ganz gedanken- und principlos durcheinander zu wüfeln, sobald ihr Thema nicht unmittelbar mit Reisen, Länder- und Völkerkunde zusammenhängt. Dagegen erscheint eine andere Richtung der Reisebibliotheken ein wirkliches Culturmoment in sich zu tragen, indem ihre einzelnen Bände Originalarbeiten anerkannter Schriftsteller über bestimmte Reiserouten bieten, auf denen sie dem Reisenden eine belehrend unterhaltende Lectüre gewähren sollen. Sie sind ursprünglich eine Weiterentwicklung der sogenannten „Führer,“ welche trotz der formellen Vollendung im „Bäcker,“ und „Förster,“ trotz der Illustrationen im „Beber“ und „Lange“ u. s. w. dem wirklich gebildeten Reisenden selbst nicht mehr für die Unterrichtung über die flüchtigst durchreisten Strecken genügen können. Ortsnamen, Gasthäuser, Merkwürdigkeitskataloge, Situationspläne entsprechen auch nicht einmal mehr dem Vergnügungstouristen; und Charakteristik des Landes, wie der Bevölkerung, Symptomatik der Geschichte und Lebensentwicklung, Andeutungen über die Außenbezüge eines Landstriches lassen sich einmal nicht in Tabellen bringen. Zudem aber die bessern Reisebibliotheken diesen höheren Bedürfnissen zu genügen streben, führen sie die Resultate der höhern Reiseliteratur in Kreise ein, welche zu Hause schwerlich Zeit und Gelegenheit fänden, sich mit derartigen Werken zu beschäftigen.

Wenden wir uns nach diesen weiten Abschweifungen auf Nebengebieten zu den Naturwissenschaften zurück, so sehen wir auch in deren populärer Form eine mehrfache Auszweigung ihrer literarischen Entwicklung. Um klar zu sein, muß man abermals auf Humboldts „Kosmos“ zurückgehen. Die unmittelbar daran geknüpften, weiter oben charakterisirten Erläuterungsliteratur erhielt nicht bloß durch das Fortschreiten des Urwerkes, sondern auch durch die politisch-socialen Enttäuschungen Zuwachs an Lesenden und

Schreibenden. Von dem Allgemeinen wandte sich die productive Literatur dieses Genres, unter Festhaltung der kosmischen Auffassung, sehr bald den einzelnen naturwissenschaftlichen Disciplinen und Gegenständen zu. „Naturstudien,“ „Vegetationsbilder,“ „die Jahreszeiten,“ „die Pflanze und ihr Leben,“ „das Meer,“ „die Atmosphäre,“ „der gestirnte Himmel“ u. s. w. sind lauter Titel solcher Werke, oftmals von den ersten Größen der betreffenden Wissenschaft getragen. Sie bezeichnen eine *titio in partes*. Im allgemeinen gingen aber die meisten dahin, in anmuthigen Formen das wissenschaftlich Festgestellte gewissermaßen einzuschmeicheln und gleichzeitig die Aufmerksamkeit darauf hinzulenken, in wie enger Beziehung alle verschiedenen Naturgebiete mit dem Ernste und der Schönheit des alltäglichen Lebens stehen. Vergeistigung desselben, Veredlung seiner Erscheinungen durch engere Verknüpfung mit der Natur ist ihr Culturziel. Doch gerade dadurch drohte der populären Literatur der Naturwissenschaften eine nicht unbedeutende Gefahr, welche auch noch heute keineswegs überwunden ist. Weil es Mode wurde, sich mit dem Mikroskop zu beschäftigen und naturwissenschaftliche Bücher zur Hand zu nehmen, drängte sich sofort auch die Büchermacherei hinzu, um das flüchtige Bedürfniß flüchtig zu befriedigen. Denn bald nach den Enttäuschungen des Beginns der fünfziger Jahre suchte eine Menge Irregewordener nicht mehr in der Natur bloß nach festern Grundlagen der Geselligkeit für Leben und Dasein, als sie schwankende Staatstheorien und Staatsmänner gewährten, sondern eine weichliche Mißstimmung wollte in der Naturbeschäftigung geradezu die Wirklichkeit vergessen. Für Dilettanten und schreibsüchtige Zeitdiener konnte nun nichts willkommener sein, als auf ein paar halbverstandene und ungenaue Beobachtungen die wunderlichsten Theorien zu begründen, oder auch die Naturbetrachtung in ästhetisirende Schönthuerie, unwahre Sentimentalität, verschwimmende Mystik überzuführen.

Diese Gefühlstendenzler stumpften wenigstens die von der bessern populären Naturwissenschaft geschärfte Beobachtung unserer Umgebungen ab. Direct verderblich suchte dagegen der außer Beschäftigung gerathene politische und sociale Radicalismus die naturwissenschaftliche Popularität auszubenten. Indem er alles Leben des Körpers und Geistes ausschließlich auf chemische Reactionen und physikalische Experimente zurück führte, würdigte er den Organismus des Menschen, ja der gesammten Natur zur Maschine oder zum Destillirkolben herab, um solchermaßen einen neuen Nihilismus zu predigen. Die Creiferung für solchen krasen Materialismus und die

Ablängung alles geistigen Gehaltes war aber natürlich eben auch nur ein Fanatismus des Lügnerens, welcher bloß mit geschickten Sophismen zu verhüllen sucht, daß dieses Lügneren doch nothwendig wieder auf ein unweiseliches Glauben hinausläuft. Man kann es beinahe als ein Glück bezeichnen, daß der orthodoxe Zelotismus und auch die politische Reaction ihren Eifer genugsam entflammt fühlten, um sich dagegen in Harnisch zu werfen. Denn die Polemik gestaltete sich bald auf beiden Seiten so abschreckend widerlich, daß die Materialisten und Antimaterialisten von der Lesewelt gleichsam geflohen wurden und endlich beiden ziemlich gleichermaßen die Stimme in der eigenen Versahrenheit ersticke.

Kürzer kann man die andere Abzweigung der populären naturwissenschaftlichen Literatur bezeichnen: sie ist rein auf das praktische Bedürfnis gerichtet und wendet sich dem zufolge mit ihrer Behandlung der einzelnen Disciplinen an die betreffenden Industrien, Gewerbe, Künste, kurz Geschäftskreise. Ihr Hauptstreben ist immer und überall die unmittelbare Anwendung der neuesten Wissenschaftsergebnisse auf das alltägliche Leben. Ihr allgemeiner Vorzug besteht darin, daß sie mit Nachdruck auf die unzweifelhaften Ergebnisse der Wissenschaft hält, da wo die Forscher selbst im Ungewissen tappen, es offen und unbefangen ausspricht, um den Künsten der Charlatane die Gläubigen zu entziehen, und aller Orts den noch reichlich verbreiteten Irrthum, Aberglauben und Schwindel bekämpft.

An verschiedenen Stellen der vorstehenden Betrachtungen sind wir immer von Neuem auf die moderne Geschichtschreibung gestoßen und haben nicht nur ihre formelle Bervollkommnung zu rühmen, sondern dieselbe geradezu als Resultat der erweiterten und geklärten Weltanschauung hervorzuheben gehabt. In der That existirt kaum eine Periode der Geschichte, welche nicht in neuester Zeit mit sorgsamster Thätigkeit bearbeitet wurde. Man darf sagen, die Geschichtschreibung bildet den Schwerpunkt der neuesten Literaturepoche. Dies aber wäre selbst beim besten Eifer der Producirenden geradezu unmöglich, wenn ihnen das Publicum apathisch gegenüber stünde. Dies ist nicht der Fall, es beachtet die Erfolge der Wissenschaft mit lebhafter Theilnahme und das wahrhaft Gediegene findet eine rasche Bahn. Es klingt vielleicht banal, allein der beste Beweis für das historische Interesse unserer Gegenwart sind die wiederholten Auflagen, welche selbst schwere geschichtliche Werke erfahren. Der innere Grund dafür liegt darin, daß die moderne Geschichtschreibung das culturgeschichtliche Element

nicht bloß in sich aufnahm, sondern zur Grundbedingung ihrer gesammten Darstellungen machte. Dabei hat sie nicht jenes Streben früherer Epochen, vollkommen kalt über den dargestellten Personen und Verhältnissen zu stehen. In der Virtuosität der Darstellung und in der Vertiefung in die Gegenstände gingen die früheren Historiker oftmals völlig auf, verloren jedoch darüber nur allzuhäufig jenes feste politisch-sittliche Urtheil, welches das eigentlich erhebende und bildende Element der Geschichtsdarstellung ist, allein eben darum auch in den Punkten, auf die es ankommt, unerbittlich sein muß. Die moderne Geschichtschreibung steht nicht außerhalb der Begebenheiten, es gibt für sie in der höhern Auffassung der Geschichte keine Vergangenheit. Wir wollen damit nicht sagen, daß die geistvolleren und gebildeteren unter unsern früheren Geschichtschreibern diese Wahrheit immer verkannt haben; aber die große Menge hat es gethan, und weil gerade sie auf das Publicum wirkt, wurden die Kenntnisse und der Ideenkreis des Volkes nicht entsprechend bereichert, so daß auch hierin einer der Gründe liegt, weshalb die nationale Politik Deutschlands noch so grenzenlos vernachlässigt dasteht.

Dazu kam früher freilich noch ein anderer Umstand, die Geschichtschreibung wußte sich nicht mundgerecht zu machen. Ihren Vertretern entging jene Gestaltungskraft, die nur aus der Anschauung des wirklichen Lebens kommen kann; die frühere Geschichtschreibung lebte zu ausschließlich in der Studirstube. Es ist auch eine künstlerische Fähigkeit, jedem verständlich das zu sagen, was man weiß; und namentlich die englischen Geschichtschreiber waren uns stets darin unendlich überlegen, weil sie stets gleichzeitig das größere Publicum und den Gelehrten im Auge hielten, weil sie trotzdem dabei der eindringlichen Form die Wahrheit nicht opfereten und namentlich nicht — nach französischer Manier — die Geschichtsdarstellung nach der Romanhaftigkeit hinüber gespielt haben. Indem die modernste Geschichtschreibung jenen englischen Vorzügen nachstrebte, mag sie vielleicht hier und da am strengen Ernste der Forschung gesündigt haben, allein ihr allgemeiner Charakter ist es nicht. Im Gegentheil darf man es beinahe als symptomatisch bezeichnen, daß die Geschichtschreibung der Gegenwart, je näher sie unserer Zeitgeschichte tritt, mit desto größerem Muth, Geduld und Ruhe die niederschlagendsten Ereignisse stets sich selber richten läßt. Sie giebt kein Urtheil, sie gruppirt nur die Thatfachen und jenes bildet sich selber. In solcher Weise hat gerade die Geschichtschreibung der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts an Gründlichkeit, Durchsichtigkeit und Lebenswahrheit in den allerletzten Jahren außerordentlich gewonnen.

Unbefangenste Einsicht in die damaligen Zustände ist aber endlich nothwendig. Erkennen wir die Gewalt des vom Nachbar beleidigten Nationalgeistes, so verstehen wir auch, was der im Innern gedemüthigte zu leisten vermag. Man mag es aus diesem Gesichtspunkte vielleicht ebenfalls als ein Symptom der Zeit ansehen, daß gerade auch die persönliche Geschichtschreibung, Biographie und Lebensdenkwürdigkeiten, in der neuesten historischen Literatur auffallend zahlreich hervortritt. Wir begegnen dabei auch in diesem Arbeiten großentheils jenem Charakterzuge unserer Zeit, welcher die Persönlichkeit vorzugsweise insofern würdigt, als sie eine bestimmte allgemeine Idee zu besonders kraftvollem Ausdrucke bringt oder die Unklarheit sich kreuzender Strebungen durch die Macht ihrer Individualität in bestimmte Brennpunkte zusammenführt. Selbst die Memoiren der neuesten Zeit unterscheiden sich von den Aufzeichnungen früherer Epochen (namentlich zu Ende des vorigen Jahrhunderts) im Allgemeinen aufs Vortheilhafteste dadurch, daß die Verfasser nicht ihre Person zum Mittelpunkte machen, sondern nur insofern in den Vordergrund stellen, als sich darin bestimmte Richtungen oder allgemeine Zeitläufe ihres Lebens reflectiren. Mitunter mag wohl auch persönliche Eitelkeit oder das Bedürfnis nach individuellen Rechtfertigungen heute wie ehemals solche Denkwürdigkeiten dictiren; immerhin ist aber diese egoistische Richtung nicht die vorherrschende und bezeichnende für das ganze Genre in seiner neuesten Gestaltung.

Schlägt in der gesammten modernen Behandlung der Geschichte das kulturhistorische Moment mit Bedentjamkeit vor, so ist es natürlich, daß auch die Culturgeschichte als solche mit lebhaftem Eifer angebaut wurde. Ja ihr Einfluß erweist sich bereits so stark, daß nicht nur besondere Organe und Vereine dafür entstanden, sondern auch in den zahl- und einflußreichen Zeitschriften für Belehrung und Unterhaltung des großen Publicums, deren Leser nach tausenden und zehntausenden zählen, die culturgeschichtlichen Abhandlungen, Bilder und Skizzen eine stehende Rubrik geworden sind. Sogar in der Roman- und Novellenliteratur grenzt sich ein besonders culturgeschichtliches Gebiet ab, und in dem reformirten Schulunterricht hat die Culturgeschichte als solche Eingang gesucht und gefunden. Mit diesen raschen und fast überraschenden äußern Erfolgen dieser beinahe ganz neuen Wissenschaft hat ihre innere Entwicklung kaum Schritt zu halten vermocht. Jedenfalls bedarf es der ernstesten und unablässigsten Anstrengungen ihrer Jünger, damit ihre fruchtbare Entwicklung nicht hinter den erregten Erwartungen und wachgerufenen Sympathieen zurückbleibe.

Der Mangel einer festbegründeten culturgeschichtlichen Schule und Methode könnte es sonst leicht geschehen lassen, daß die hierher gewendeten Bestrebungen sich verzetteln und versplittern, oder daß der Dilettantismus Platz griffe, welcher nirgends verlockender, doch auch nirgends gefährlicher ist, als auf diesem Gebiete. Ein ausgesprochenes Verständniß und Einverständniß muß die junge Wissenschaft in ihrem Weiterstreiten leiten, damit Ziel und Weg gesichert werde, damit sie sich selber als selbstständige Wissenschaft legitimire.

Ueberblickten wir im Vorstehenden, wenn auch nur andeutungsweise, die neuesten Gestaltungen und Wendungen der allgemeinen Literatur, so geschah es doch immer aus dem Gesichtspunkte, welcher die mit dem Tagesereignisse unmittelbar zusammenhängende Schriftwelt absichtlich ausscheidet. Nicht aus Gleichgültigkeit geschah es oder aus Unterschätzung ihres Einflusses wie ihrer Entwicklungen, sondern darum, weil es ihr gegenüber beinahe unmöglich ist, eine volle Objectivität zu bewahren, wie sie doch nöthig wäre, um ihrem literarischen Werthe gerecht zu sein. Seit etwa anderthalben Jahren, seit 1859 ist aber, die eigentliche Fachliteratur abgerechnet, neben ihr fast jede andere literarische Bewegung zum Stillstand gekommen. Es mag schwer zu sagen sein, ob daraus eine innerliche Sammlung der in den anderen Gebieten der Schriftwelt angebrochenen Richtungen hervorgehen wird oder nicht. Nach dem Schweigen zu Ende der vierziger Jahre trat der Culturfortschritt in der Verallgemeinerung und vielseitigen Anwendung der kosmischen Anschauung zu Tage. Die Unterbrechung der Productivität währte übrigens damals kaum länger als ein Jahr und war kaum so absolut wie heute. Ob die heutigen Weltverhältnisse der von ihr nicht unmittelbar bedingten literarischen Production ein ebenso baldiges Wiederhervortreten gestatten — wer wagt es zu entscheiden? Dies Eine darf man jedoch wohl als Resultat der im letzten Jahrzehnt beobachteten Wechselwirkung zwischen der allgemeinen Literatur und dem praktischen Leben ansprechen, daß sich nunmehr der eigentlichen Geschichte und namentlich der Culturgeschichte jene Rolle zutheilt, welche im abgelautenen Jahrzehnt die Naturwissenschaft eingenommen hat. Geschieht so, so ist dies kein kaunischer Modewechsel des Interesses, sondern es geschieht eben als Weiterentwicklung der kosmischen Anschauung, welche ja schon bisher eine wunderbar erweiternde und fortgestaltende Kraft auf allen Gebieten der allgemeinen Wissenschaften äußerte.

Zur Beleuchtung der agrarischen Verhältnisse in den Ostseeprovinzen.

Unter dem Titel „Der Proletarier-Charakter der bäuerlichen Ackerbau-Industrie in Liv- und Esthland“ ist uns in dem Juni-Heft der Baltischen Monatschrift ein Artikel gebracht worden, der um des Gegenstandes willen, welchen er behandelt, in hohem Grade von Interesse ist, und können wir nicht anders als dem Verfasser dafür Dank wissen, daß er die Erörterung einer der wichtigsten Zeitfragen mit Beziehung auf die Verhältnisse unserer Provinzen der Oeffentlichkeit übergeben hat. Die Ansichten gehen hierin noch so weit auseinander, als es verschiedene, nicht immer parteilose Standpunkte der Beurtheilung giebt; sie sind aber auch noch so wenig gereift, daß es in der That des wechselseitigen Austausches bedarf, damit das Wahre von dem Falschen oder nur Scheinbaren sich sondere. Es werden oft gewisse Axiome festgehalten, gleichviel, ob die Erfahrung im Leben des Volkes ihnen widerspricht oder nicht; man nennt Dieses und Jenes eine „Forderung der Zeit“ und dies genügt oft, um die Zustimmung der großen Menge zu gewinnen. Letzteres beweist zwar, daß die Mehrzahl Gott Lob! den Fortschritt will, es beweist aber nicht, daß sie ihn auch immer richtig versteht.

Der Kern des erwähnten Aufsatzes ist die aus der Darstellung der liv- und esthländischen Agrarverhältnisse gezogene Schlußfolgerung, daß nur der erbliche Grundbesitz die Bauern dieser beiden Provinzen dem Proletariat, welchem sie verfallen seien, entziehen könne, und daß es kein mo-

ralischeres, den Grundsätzen der Humanität entsprechenderes Mittel zur Beseitigung eines angeblichen Auswanderungstriebes gebe, als die Uebertragung der Bauerländereien zum erblichen Eigenthum gegen einen möglichst niedrigen, nach gewissen Normen zu bestimmenden Kaufpreis.

Was nun die vorausgehende Darstellung der Agrarverhältnisse jener beiden Provinzen betrifft, so wollen wir auf die Einzelheiten derselben nicht eingehen, indem wir dies für eine Aufgabe derjenigen halten, welche diesen Verhältnissen näher stehen. Wir können aber nicht umhin, einige Stellen allgemeinen Interesses hervorzuheben, weil dieselben als Prämissen dienen sollen, deren Richtigkeit wir nicht anzuerkennen vermögen.

Der Verfasser sagt S. 106, daß zwischen einem gewöhnlichen Lohnarbeiter oder Diensthnecht einerseits und dem temporären Pächter eines Bauernhofes andererseits kein wesentlicher Unterschied bestehe und daß es daher in Liv- und Esthland keinen eigentlichen ehrenwerthen Bauernstand, sondern nur eine dem Bauerstande beizählende Arbeiterklasse gebe, deren sämtliche Angehörige als solche in einem allgemeineren Sinne des Wortes Proletarier seien.

Die Gesetzgebung scheidet indessen den Dienstvertrag vom Pachtvertrag, weil beide vollständig verschiedene Rechtsverhältnisse begründen. Während nämlich der Diensthote oder Lohnarbeiter sich für einen Lohn persönlich in ein Abhängigkeitsverhältniß zu seinem Dienstherrn oder Arbeitgeber begiebt, bleibt der Pächter persönlich ganz unabhängig und hat nur Leistungen oder Zahlungen für den Genuß eines ihm verpachteten Grundstücks. Ferner unterscheiden sich Dienst- und Pachtverhältniß darin, daß das erstere nur einen gewissen Lohn gegen meist unbestimmte Dienste, das letztere dagegen einen mehr oder weniger von eigenem Fleiß und eigener Intelligenz abhängigen Gewinn aus dem Grundstück gegen im voraus bestimmte Pachtzahlung in Aussicht stellt. Es sind endlich auch die rechtlichen Folgen beider Verhältnisse sehr verschieden. Das Gesetz gewährt dem Dienstherrn eine gewisse disciplinarische Gewalt über seine Diensthoten, dem Verpächter dagegen steht nur der Weg der Klage gegen den Pächter seines Grundstücks offen. Diese vielfachen Unterscheidungsmerkmale der beiden Rechtsverhältnisse begründen die zwei factisch und gesetzlich getrennten Classen von Landbewohnern, welche, beide vollkommen ehrenwerth, zusammen den als solchen anerkannten und mehrfach berechtigten Bauerstand bilden.

Der Verfasser sagt S. 102, daß nicht eben die Geringsfügigkeit einer

nützlichen Beschäftigung, mit der Jemand sein ehrliches Brod verdient, und wäre es auch nur die eines Holzhauers, zum Proletarier stempelt, und daß die Arbeiten und Dienste der niedersten Volksklasse ebenso nothwendig und wichtig und die sie verrichtenden eben so nützliche Mitglieder der Gesellschafts-Oekonomie seien, als jene, die ein einträglicheres vornehmeres Gewerbe treiben. Mit dieser Ansicht, welche wir vollkommen theilen, steht aber die weiter entwickelte, daß die ganze Classe der litw- und esthländischen Bauern, mit einziger Ausnahme der wenigen Bauer-Grundeigenthümer, dem Proletariat angehöre, im Widerspruch. Der Mangel ländlichen oder städtischen Grundvermögens ist keineswegs ein Merkmal des Proletariats. Niemand wird den Gelehrten, den Arzt, den Advokaten oder den Kaufmann und Künstler um deshalb dem Proletariat zuzählen wollen, weil sie vielleicht kein Grundvermögen besitzen. Es handelt sich nur darum, ob Jemand die seinem Beruf entsprechenden Subsistenzmittel sicher und dauernd findet oder ob ihm, wie der Verfasser sich ausdrückt, zur Ausübung eines festen, seine Subsistenz sichernden Lebensberufs die nothwendigen Bedingungen fehlen. Nur im letztern Falle ist er Proletarier, gleichviel welchem Stande er angehören mag. Der Arbeiter als solcher ist es also keineswegs, wenn er ausreichende Beschäftigung findet und eine Löhnung bezieht, welche ihm und seiner Familie die landüblichen Subsistenzmittel in genügender Weise sichert. Er unterliegt nicht einmal der Gefahr, dem Proletariat anheimzufallen, wo durch eine weise Gesetzgebung, wie dies in unsern Provinzen der Fall ist, ein fester Gemeindeverband geschaffen ist, der auch den erwerbsunfähigen Arbeiter vor äußerster Noth schützt.

Untersuchen wir nun, ob in unsern Provinzen überhaupt ein Proletariat für die ländliche Bevölkerung im Augenblick zu fürchten wäre. Der Herr Verfasser erwähnt in seiner Schilderung der Agrarverhältnisse, daß einescheils noch so unendlich viel Eroberungen im Gebiete der Landwirthschaft zu machen seien und daß andertheils, wo ein Uebergang zur Knechtswirthschaft erfolgt, die Klage über Mangel an Arbeitern laut werde (S. 112). Letzteres ist die nothwendige Folge des erstern Umstandes und dient zur Bewahrheitung desselben. Liegt hier aber nicht der Beweis auf der Hand, daß es der ländlichen Arbeiterklasse noch für sehr lange Zeit an Arbeit nicht fehlen kann? und bedingt dies nicht gerade die Sicherung der nöthigen Subsistenzmittel für diese Arbeiterklasse? Wo liegt also die Gefahr eines ländlichen Proletariats? Der Verfasser sagt indessen, daß die Ar-

beit an dem eigenen Grundstück mit mehr Eifer und Liebe betrieben werde und daher größere Resultate schaffen würde. Wir zweifeln keineswegs an der Richtigkeit dieses Satzes unter gewissen Umständen, können aber nicht die daraus gefolgerte Nothwendigkeit einer zwangsweisen Ablösung des Eigenthums zugeben. Vor Allem glauben wir nicht, daß die angestrebten Verhältnisse, denen zufolge jeder Bauer sich im Erbbesitze von Land befinden solle, dauernd möglich sind. Wir brauchen nur an die Ackervertheilungen der Römer zu erinnern, um darzuthun, daß nach geringem Zeitverlauf immer wieder eine Classe beschloßer Arbeiter austauden wird, weil einestheils der Boden nicht ohne große Nachtheile zersplittert werden kann, andernteils aber auch nicht Jeder sich unter allen Umständen im Besitze zu erhalten vermag.

Es würde sich also immer die ländliche Bevölkerung in die zwei Classen der besitzlichen und der dienenden Bauern spalten. Wenn aber die dienende Classe eine durch die Natur der Dinge bestehende ist und für die Dauer selbst mit den gewaltsamsten Mitteln nicht abgeschafft werden kann, so hat sie auch ein Recht darauf, eine ehrenwerthe genannt zu werden und gewiß auch die Befähigung, dem Stande anzugehören, welcher durch die ländliche Production seine Aufgabe im Staate erfüllt.

Sehen wir aber von der dienenden Classe des Bauernstandes ab, so fragt es sich, ob ein höheres Interesse etwa fordert, daß die Classe der Gesunde-Inhaber Eigenthum an den ihnen zur Benutzung übergebenen Ländereien erwerbe. Hier möchten wir die Worte wiederholen, welche der Verfasser so richtig S. 100 in Bezug auf die ländliche Industrie sagt: „Man hüte sich wohl vor zu argen Sprüngen, wolle nicht sogleich das Höchste und Neueste erreichen, sondern durch das Einfachere und Näherliegende „zu dem Entfernten und Vollkommenen übergehn.“ Die raschen Sprünge sind in der That sehr gefährlich, weil der wahre Fortschritt nur ein naturgemäßer sein darf, um ein bleibender sein zu können; übereilt er sich selbst, so verliert er die durch die Natur der Dinge ihm gewiesene Spur und es sind dann oft bedeutende Rückschritte unvermeidlich, um den verlassenem Weg wieder aufzufinden. Bekümmert über die augenblicklichen Zustände, will der Verfasser nach radicalen Heilmitteln greifen. Die zunächstliegenden liv- und estländischen Verhältnisse befinden sich aber in einer Entwicklungsperiode, welche das Sammeln genügender Erfahrungen über die Wirksamkeit der Mittel bisher nicht hat möglich werden lassen. Hieraus erklären sich die innern Widersprüche, in welche der Verfasser verfällt, wie

z. B. daß die Zeitpacht ein äußerst nachtheiliges Verhältniß sei (S. 107), und dennoch, wo solche eingeführt ist, das Steigen des Wohlstandes ebenso unverkennbar als erfreulich sich darstelle (S. 108); oder aber, daß zugleich Mangel und Ueberfluß an arbeitenden Kräften vorhanden sei, und endlich, daß alles Gefündeland den Bauern käuflich überlassen werden müsse (S. 133), obgleich trotz großer Erleichterungen durch die Rentenbank bisher nur in beschränktem Umfange von Bauern Ländereien gekauft sind (S. 106).

Uns ist dies begreiflich, weil wir uns in gleicher Lage befunden, in ähnlicher Weise nach Heilmitteln gesucht haben und erst nach vollständiger Entwicklung des Pachtsystems in Kurland und durch die im langjährigen Leben mit dem Landvolk gemachten Erfahrungen unsere Ansichten haben berichtigen können. Möge der Verfasser hieraus nicht einen Grund herleiten, uns den Vorwurf der Unmaßung zu machen oder gar zu glauben, daß uns der Fortschritt und das Wohl des Bauernstandes weniger am Herzen liege als ihm. Wir stützen nur unsere Ansicht nicht ausschließlich auf Theorie, sondern nehmen die sichere Erfahrung zu Hülfe und diese hat sich uns in Kurland gewissermaßen selbst aufgedrängt, weil hier die Entwicklung in raschem Schritt den liv- und estländischen Verhältnissen vorangeeilt ist.

Auch wir haben ehemals geglaubt, daß zur Hebung der landwirthschaftlichen Industrie der bäuerliche Grundbesitz eine Nothwendigkeit sei, daß nur der Eigenthümer als solcher ein Interesse habe, den Boden zu cultiviren und daß der Bauer nur auf diesem Wege die Wohlhabenheit und Gesittung erreichen könne, welche wir noch vor 20 Jahren sehr allgemein vermiften. Allein alle diese Sätze der Theorie werden zu Boden geworfen durch die Erfahrung, daß es in Kurland nur der allmählichen Aufhebung der Frohne bedurfte, damit ein ebenso wohlhabender als ehrenwerther Bauernstand sich entwickle. Nicht trotz, sondern gerade in Folge Einführung des Geldpachtsystems ist der Culturzustand der Bauernwirthschaften überall gestiegen und unerachtet der vielfachen Arbeitersparnisse, welche durch Aufhebung der Frohne möglich geworden, hat überall die Nachfrage nach Arbeitern und in gleichem Verhältnisse die Löhnung zugenommen. Die Frohne war es, welche den Fortschritt hemmte, nicht aber der Mangel eigenthümlichen Besitzes; die Zeit war es, welche dem Bauern mangelte, nicht der Boden. Letzterer ist ihm in seiner zur Bevölkerung unverhältnißmäßigen Ausdehnung überall zugänglich, während die im Ackerbau so kostbare Zeit ihm durch die Versäumnisse einer lästigen Frohne stets verkürzt ward.

Wenn nur die Frohne aufgehoben wird, so ist schon der wesentlichste Schritt zu freier und selbstständiger Entwicklung der Agrar-Verhältnisse gethan und es wird dann Nebenfrage, ob der eigenthümliche oder der auf freie Uebereinkunft beruhende Pachtbesitz vorzüglicher sei. Die Lösung dieser letztern Frage ist mehr abhängig von den Vermögens-Verhältnissen und der Intelligenz der einzelnen Gesinde-Zuhaber, welche so verschieden sein können, daß sich eine gleiche Maßregel für Alle nicht wohl denken läßt. Besitzt ein Bauer genügendes Vermögen, um den Werth eines Bauernhofes zu bezahlen und verbindet er damit die erforderliche Intelligenz, so scheint, vom Standpunkt der Ackerbau-Interessen geurtheilt, auf den ersten Blick der eigenthümliche Besitz sehr günstige Resultate zu versprechen. Allein wäre dies in Betracht der armen Bevölkerung und der geringen Entwicklung ihrer Industrie, wie sie uns der Verfasser schildert, nicht ein arger Sprung, um sogleich das Höchste und Aeußerste zu erreichen? Bietet sich nicht das Pachtssystem vielmehr als das Einfachere und Näherliegende, um auf diesem Wege in einer weitem Entwicklungsperiode zu dem Entferntern und Vollkommern überzugehen? Die Pachtung erfordert keine großen Mittel, sie ist daher fast allen Bauern zugänglich und auch der wenig Bemittelte kann auf diesem Wege Vermögen erwerben. Sie bietet ferner in Bezug auf den Ertrag der Ländereien dieselben Vortheile der Unternehmung, wie sie der eigenthümliche Besitz gewähren würde.

Man fürchtet übermäßige Forderungen des Grundherrn in Bezug auf die Pachthöhe; die Erfahrung hat aber herausgestellt, daß fast überall die Pachtsätze weit unter dem Bodenwerth vereinbart sind und in keinem Verhältniß zu andern Werthen stehn. Als Beleg hiefür braucht nur angeführt zu werden, daß das Material und der Aufbau der zu einem Gesinde erforderlichen Gebäude sowie die Rodung der dazu gehörenden Ländereien oft ein größeres Capital absorbiren würden, als dasjenige ist, welches durch die Pacht verrentet wird, oder mit andern Worten, daß eine neue Anlage auf abgehölztem Boden nicht immer die Zinsen des Anlagecapitals einbringen könnte. Hierin liegt aber nichts Auffälliges, weil die Concurrenz bei den Pachtstellen eine sehr große ist. Erfahrungsmäßig können viele kleine selbstständig bestehende Höfe, wie sie unsere Gesinde bilden, nicht von einem Centralpunkt aus mit Vortheil bewirthschaftet werden: ihre fast durchweg zerstreute Lage macht auch das sogenannte Zusammenziehen meist unausführbar; sie werden daher vortheilhafter an einzelne Wirthschaften verpachtet, und dies macht, daß der Grundbesitzer nur billige Bedingungen

stellen kann, indem er ebensoviel intelligente und vermögende Pächter braucht, als er verschiedene Gesindehöfe besitzt.

Man könnte bei der Zeitpacht fürchten, daß sie nicht zu Meliorationen auffordere, weil sie keinen für die Dauer gesicherten Besitz gewähre. Allein hier tritt wieder die Erfahrung entschieden entgegen. Der furländische Pächter hat nur Zeitpacht, gewöhnlich auf eine gewisse Reihe von Jahren; dennoch verbessert er seine Wirthschaft, weil dies ihm unmittelbare Vortheile bringt und er sehr wohl weiß, daß er mit seinen Betriebsmitteln dem Grundherrn ebenso unentbehrlich, als ihm selbst der Boden es ist, daß daher am Schlusse der Pachtjahre die im beiderseitigen Interesse liegende billige Verständigung über Fortsetzung derselben nicht ausbleiben kann.

Je mehr die Cultur des Bodens und die Vielfältigung der Betriebsmittel steigt, desto mehr wird die Auflösung des Pachtverhältnisses erschwert. Dies sehen wir in Ländern, wo ähnliche Verhältnisse schon länger bestanden haben, z. B. in England und im nördlichen Deutschland. Der englische Farmer welcher in neuerer Zeit meist nur Jahrespacht erhält, hat an Maschinen, Vieh &c. in dem Betriebe eines landwirthschaftlichen Grundstücks ein Capital stecken, dessen Höhe oft den Werth des Grundstückes selbst erreicht. Er wird daher dem Grundbesitzer immer unentbehrlicher, je abhängiger der Culturzustand des Grundstückes von seinen Mitteln ist. Wird man das Schicksal dieses Farmers auch beklagen wollen, weil er nicht, wie der württembergische Bauer, zugleich Eigenthümer des Bodens ist, obgleich ihm aus seiner Unternehmung oft größere Revenüen zufließen, als vielen unserer Gutsbesitzer, während der württembergische Bauer trotz seines Eigenthums am Boden auswandert? Oder wollte man unter jenen Verhältnissen auch für den gedeihlichen Fortgang der landwirthschaftlichen Industrie fürchten? Dies würde wenigstens in England Niemand begreifen. Man könnte uns vielleicht die irländischen Zustände entgegenhalten; man darf aber nicht vergessen, daß dort Wiederverpachtung getheilter Grundstücke als Buchergeschäft betrieben wird, was hier gesetzlich verboten ist.

Es liegt für Jeden, der unsere ländlichen Verhältnisse etwas genauer kennt, auf der Hand, daß der allgemeine Fortschritt in dem Gebiete unserer Landwirthschaft gerade durch die Zeitpacht vorzüglich begünstigt wird, was bei dem bäuerlichen Eigenthumsbesitz in demselben Maße unerreichbar wäre. Bei der großen Menge noch uncultivirten Bodens in unsern Provinzen wird

der extensivste Wirthschaftsbetrieb noch lange das vorzüglichste Mittel des Fortschritts sein. Nun wurde aber schon angeführt, daß die Etablierung neuer Anlagen mit unverhältnißmäßigen Kosten verbunden ist und auf diesem Wege nur selten eine Bodenrente erzielt werden kann; dagegen ist die allmähliche Arrondirung und Erweiterung der Ackerflur bei jeder schon bestehenden Anlage ungleich billiger: erstlich weil dies gewöhnlich nicht den Aufbau neuer Gebäude notwendig macht, und dann, weil sich zu solchen Rodungen die in mancher Jahreszeit entbehrliche Kraft aus den schon vorhandenen Mitteln verwenden läßt. Würde dagegen der Pachtbesitz in Eigenthum verwandelt, so umgeben ihn fest abgeschlossene Grenzen, über welche der Unternehmungsgeist nicht hinausgehn darf; der extensivste Wirthschaftsbetrieb wäre dann gehemmt, obgleich noch ein Ueberfluß uncultivirten Bodens in nächster Nähe vorhanden bliebe. Man muß zugeben, daß dies, volkwirthschaftlich beurtheilt, eine Anomalie wäre.

Welche Vorzüge bietet dagegen der eigenthümliche Besitz der Bauernhöfe in der gegenwärtigen Entwicklungsperiode? Nur in wenigen Fällen besitzt der Bauer ein Vermögen, welches nicht im Betriebe seiner Wirthschaft steckt. Noch seltener wird dies Vermögen die Höhe erreichen, um damit ein Gefüde zu bezahlen. Er ist also auf den Credit angewiesen, der in den meisten Fällen sich auf den ganzen Umfang der Kaufsumme wird erstrecken müssen. Wir zweifeln nicht, daß der Bauer Neigung zum Kauf hat, besonders wenn er dadurch der Frohne entgehen kann; wer würde nicht das Eigenthum dem zeitlichen Besitze vorziehen? Wir sehen auch unter andern Verhältnissen leichtsinnige Unternehmungen machen. Um wieviel begreiflicher ist es daher, wenn der Bauer in seiner beschränkten Auffassung nach Vortheilen strebt, welche erst in der Folge sich als nur scheinbare erweisen. Wir glauben auch, daß er in einzelnen Fällen ein kleines Anzahlungs-Capital beschaffen würde; wir wissen aber, daß es meist zusammengeborgt sein wird, ganz so wie zum Zweck eines Recrutenloskaufs, und daß diese Gläubiger geringer Summen gerade die allerdrückendsten sind. Angenommen nun aber, daß dem Käufer der Credit für den ganzen Werth zu so vortheilhaften Bedingungen wie sie eine öffentliche Creditanstalt bieten könnte, offen stände, so würde er doch unter allen Umständen außer den Zinsen auch eine jährliche Tilgungsquote zahlen müssen. Heißt dies aber nicht, ebensoviel der Cultur des Bodens entziehen und dem Fortgang der bäuerlichen Wirthschaft Abbruch thun, welche beide noch so viel Mittel der Unterstützung bedürfen? Der Verfasser liefert uns S. 114 ein trauriges

Bild von dem bäuerlichen Ackerbau in Liv- und Esthland, von den mangelhaften Ackerwerkzeugen, den kleinen Pferden u. s. w. Dieser sogenannte sechshundertjährige Stillstand darf doch nicht perpetuirt werden? Aber dann fordere man nicht, daß der Bauer seinen Reingewinn hergebe, um das Grundstück zu bezahlen, daß er, um Ackerbau zu treiben, sich der nothwendigsten Mittel dazu entäußere; der Mittel, welche ihm zu vortheilhafterer Benutzung des Grundstücks hätten dienen und dadurch viel höhere Zinsen tragen können, als er an Zinsen-Reduction gewinnt. Wer kann in der Landwirthschaft genau berechnen, wie hoch in jedem Falle sich das Exploitations-Capital verrente? Gewiß ist aber, daß es, mit Verständniß gebraucht, viel höhere Zinsen trägt, als irgend eine Creditanstalt bieten kann. Wie viel Arbeitskosten erspart ein gutes Ackerwerkzeug oder eine Maschine, wie viel billiger ist die reichliche Unterhaltung vollkommener Pferde, einer gut erzogenen Viehheerde, im Verhältniß zu ihren Leistungen und ihrer Production, als die spärliche Fütterung schlechter Thiere! Soll der Bauer von den Fortschritten der Agronomie und des landwirthschaftlichen Maschinenwesens nicht Vortheil ziehen? Unsere kurländischen Pächter arbeiten schon längst mit verbesserten Ackerwerkzeugen, halten schon hie und da ausländische Vieh-Racen im Stall, bezahlen ihre Pferde theurer als noch vor funfzehn Jahren ein gutes Wagenpferd galt, und es sind ganz kürzlich sogar Dreischmaschinen für Bauernwirthschaften bestellt worden. Das alles trägt aber mehr ein, als wenn der Bauer dasselbe Geld in Grund und Boden anlegen und dann, wie der Verfasser S. 114 beschreibt, vor den vom Erzvater Adam erfundenen Hakenpflug oder die aus Grähnenstrauch gebundene Egge das kleine verhungerte Pferd spannen soll. Er wäre zwar Eigenthümer, bliebe aber dennoch dem Bettler gleich, während der Pächter, ohne Eigenthum am Boden zu haben — wie die Erfahrung von neuem in Kurland gelehrt hat — so wohlhabend werden kann, daß er nicht Grund hat, verkommene Bauer-Grundeigenthümer zu beneiden. Es giebt solche auch in Kurland; sie haben noch aus herrmeisterlicher Zeit, also seit Jahrhunderten, Erbeigenthum an ihren Gefinden erhalten. Hader und Unfriede unter einander charakterisiren ihre Gemeindevverhältnisse, Armuth und schlechte Wirthschaft ist für ihre Privatverhältnisse sprüchwörtlich geworden. Und doch haben diese Bauern keinen Rauffchilling zu tilgen gehabt: was steht also zu erwarten, wo erst die unermesslichen Summen, welche den Werth aller liv- und esthländischen Bauerländereien ausmachen, aufgebracht werden sollen, ehe auf die Cultur des Bodens außergewöhnliche Mittel verwendet werden können?

Man muß sich alle Consequenzen des gemachten Vorschlages vergegenwärtigen. Der Verfasser will „einen möglichst niedrigen Kauffchilling nach festen, wohl nicht schwer aufzufindenden Normen.“ Wir behaupten, daß für die Werthschätzung von Landgütern, gleichviel ob groß oder klein, feste Normen nicht leicht aufzufinden sind, es daher auch nur der freien Vereinbarung überlassen werden könnte, in jedem Falle wegen des Preises übereinzukommen. Wir führen für unsere Ansicht die fruchtlosen Bestrebungen der Land-Credit-Anstalten an, genaue Taggrundsätze für die Güter festzustellen, und dennoch liegt diesen Anstalten nicht so sehr daran, den absoluten Werth zu finden. So verschieden die Grundstücke unter einander sind, so sehr ihre Ertragsfähigkeit von der Zusammenwirkung der verschiedenartigsten Ursachen abhängig ist, so wenig lassen sich im voraus gewisse Grundsätze der Schätzung aufstellen, welche überall gleich anwendbar wären.

Der Kauffchilling soll ein möglichst niedriger sein. Es wird ganz davon abgesehen, ob der gegenwärtige Grundeigenthümer nicht vielleicht die Ländereien mittelst eines sehr hohen Kauffchillings ganz rechtmäßig erworben hat; sein Interesse ist Nebensache; ihm wird vielleicht ein Theil seines wohlerworbenen Vermögens genommen; das Recht des Eigenthums, welches in jedem Staate geachtet ist, wird ohne weiteres zu Boden geworfen, und es wird dies sogar ein moralisches, den Grundsätzen der Humanität entsprechendes Mittel zur Verbesserung der Bauerverhältnisse genannt. Der möglichst billige Kauffchilling soll dem Bauernwirth aufhelfen. Aber wie lange denkt man sich, daß der Bauernwirth als solcher die Vortheile der billigen Erwerbung genießen werde? Bei der ersten neuen Besitzübertragung, sei es durch Kauf oder Erbgang, muß das Grundstück einen seinem Werthe entsprechenden Preis behaupten. Denke man sich bei Vererbung eines Gesindes noch eine mehr oder weniger große Anzahl Geschwister des neuen Acquirenten. In ihrem Interesse liegt ein möglichst hoher Kauffchilling oder Antrittspreis, und wie wir den Charakter des Bauern zu kennen glauben, wird keine billige Rücksicht für den Gesindeserben diesem Interesse ein Gegengewicht bieten. Der nächste Acquirent also wird sich gleich in bedeutend schwierigerer Lage befinden; er wird außer der Rentenbank, so weit ihre Forderung nicht getilgt ist, noch eine Menge anderer Gläubiger befriedigen müssen — Gläubiger, welche ihm entweder Capital vorgeschossen oder als Miterben Forderungen an ihn zu machen haben. Es wird also in kurzer Frist einmal der Kaufpreis ein sehr hoher und weiter die Schuld eine sehr drückende sein, weil sie jeden

Augenblick dem Schuldner durch erhaltene Kündigung große Verlegenheit bereiten kann. Wer die Bedürfnisse des Bauern kennt, wird einsehen, daß er sein kleines Vermögen für die Dauer nicht binden kann. Er folgt eine Recrutirung oder bietet sich die Gelegenheit zu irgend einer vortheilhaften Unternehmung, so wird der jüngere Bruder sofort sein Geld flüssig machen wollen. Und welche Unternehmung würde ihm nicht vortheilhaftere Zinsen abwerfen, als Obligationen, welche zu gewöhnlichem Zinsfuß auf einem Bauergut hypothecirt sind? Sehe man doch tiefer hinein in das Treiben der niedern Volksklassen. Ein kleines Capital, dessen landübliche Zinsen nicht genügen, auch nur ein Kind zu ernähren und zu kleiden, dient dem gemeinen Manne zu Unternehmungen, von denen er und seine ganze Familie lebt. Ein Krüger, der damit seine Pränumeration und den Ankauf einiger Handelsgegenstände deckt — ein Handwerker, der Material bei Zeiten einkauft — ein Landmann, der in seiner Wirtschaft immer in Auslage sein muß, weil er erst säet und nur nach vollendeter Ernte einen Gewinn bezieht — alle diese Leute der niedern Volksklassen benutzen ihr geringes Vermögen unendlich vortheilhafter in ihrem Geschäft, als wenn sie es in Pfand- oder Rentenbriefen oder in Staatspapieren anlegen würden. Kann es daher Wunder nehmen, wenn diese Leute ihr Capital flüssig erhalten wollen? Darum wird aber der Gutsdewirth als Eigenthümer, dessen Hypothek von solchen Leuten aus der Erbschaft oder durch Darlehne belastet wäre, nicht minder in sehr precärer Lage sein. Seine Zinsenzahlungen werden eine größere Summe betragen, als unter andern Verhältnissen an Pacht von ihm gefordert wäre, auf die Cultur seiner Grundstücke kann er nichts wenden, und sein Besitz wird unsicherer als je sein, obgleich er nicht der so sehr gefürchteten Willkühr eines Pachtgebers Preis gegeben ist. Wir haben aller der Gefahren nicht erwähnt, denen er unterliegt, von Bucherern mißbraucht zu werden, von Leuten, welche vielleicht darauf speculiren, ihn zum Concurß zu bringen, um dann selbst in den Besitz zu gelangen.

Man hat das Ablösungssystem Preußens so hoch gestellt. Allerdings ist es gelungen, auf Kosten Anderer dem Bauern augenblicklich bedeutende Mittel zuzueignen. Sehe man aber hin nach dem östlichen Preußen: wo ist der zur naturgemäßen Würde gehobene Bauernstand geblieben? Die Bauernhöfe sind vielfach von Personen anderer Stände und andern Gewerbes angekauft und meist zu größern Complexen zusammengeschlagen. Die ehemals selbstständig wirthschaftenden Bauern sind größtentheils zu einer

Tagelöhnerklasse herabgedrängt, welche von der Hand in den Mund lebt und durch materielle Verhältnisse von den neuen Grundbesitzern abhängiger ist, als ehedem von den Herren des Rittergutes; der Tagelohn in Preußen ist niedriger als bei uns; der preußische Landmann lebt einfacher und anspruchsloser als der unsrige, ist dabei auch besteuert und findet in Zeiten der Noth nicht die Hülfe, welche unsere Gemeindeverhältnisse einem Jeden sichern. Dies sind die ersehnten Zustände, welche vielleicht einzelnen Personen, nicht aber dem Bauernstande zu gute kämen.*)

Carl von der Necke.

*) Ohne irgend auf die Frage einzugehen, ob es wünschenswerther, daß der Bauer der Ostseeprovinzen Eigentümer oder daß er Pächter des von ihm bebauten Bodens sei, glauben wir doch, wenn auf die agrarischen Zustände Englands und Preußens hingewiesen wird, bemerken zu müssen, wie genaue Kenner derselben sich dahin aussprechen: „daß, seit es dem Adel gelungen ist, die Bauernschaften völlig auszulassen, der Bauernstand in England fehlt; der halben Million freier Grundeigentümer, die einen Hort und Rückhalt Preußens bilden, könne England nur 17,000 Landeigentümer und 224,000 Pächter entgegenstellen.“ Man vergleiche den höchst lesenswerthen, an N. Gneiß's englisches Verfassungs- und Verwaltungsrecht anknüpfenden Artikel: „das Selfgovernment“ im Juli-Heft 1860 der „Preussischen Jahrbücher.“

D. Red.

Für Erziehungsfrage*).

Die Leser dieser Zeitschrift erinnern sich ohne Zweifel noch eines Aufsatzes über Mädchenerziehung im December-Hefte des Jahres 1859, welcher, da er manche wunde Seite unserer socialen Zustände berührt, Vielen interessant gewesen und vielleicht von Einigen mit dem besten Willen aufgenommen worden ist, die darin entwickelten Grundsätze im praktischen Leben geltend zu machen. So vollkommen wir auch in der Hauptsache mit dem Verfasser übereinstimmen, so sehr wir mit ihm wünschen, daß in allen Ständen und in allen Lebenskreisen das Weib zunächst für das Haus und die Familie erzogen werde, können wir doch nicht umhin, einigen Vorurtheilen zu begegnen, die, so verbreitet sie auch sein mögen, doch wie alle Vorurtheile ihre Herrschaft für die Dauer nicht behaupten können.

Wenn wir uns erlauben, in einer für unsere Zeit so wichtigen Frage das Wort zu ergreifen, so geschieht es mit dem aufrichtigen Wunsche, das Gedeihen des im Familienleben wurzelnden Gemeinwohls befördern zu helfen, indem wir der Frau einen Standpunkt anweisen, der es ihr möglich macht, mit dem vollen Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit für die Familie zu wirken und unserm Volke Männer und Frauen aus der Pflanzschule ihres Hauses erwachsen zu lassen, wie sie jede Zeit braucht, am meisten wie man sagt die unsrige.

*) Diese Einsendung ist der Redaction von einer in Kurland als Erzieherin hochgeachteten Dame zugekommen. Unsere Leser werden sich davon überzeugen, daß diese Notiz nicht zu dem Zwecke gegeben zu werden brauchte, um die Kritik zu entwaffnen. D. Red.

Wir theilen vollständig die in jenem Aussage ausgesprochene Ansicht, daß die Erziehung der Mädchen im Familienkreise auf jede Weise zu befördern sei, und sind überzeugt, daß auch elternlose Kinder Aufnahme in demselben fänden, wenn erst die häusliche Erziehung für die beste gehalten würde. Damit diese Ueberzeugung allgemein werden könne, müssen wir aber wünschen und so viel an uns ist dafür wirken, daß das weibliche Geschlecht auch geistig gekräftigt und befähigt werde, seinem hohen Berufe zu genügen. Wir können also mit dem Verfasser jenes Aussages nicht ganz übereinstimmen, wenn er, sei es auch im Einklange mit Niehls berühmtem Buche über die Familie, aus Besorgniß vor dem verrufenen Gespenst einer gelehrten Frau die Grenzen ängstlich bestimmen möchte, über welche das geistige Streben des Weibes sich nicht hinauswagen sollte. Versuchen wir zunächst dieses Gespenst aus dem Halbdunkel der Besorgniß in das Tageslicht der Erfahrung zu führen, es wird uns vielleicht unter Händen seinen gespenstischen Anschein verlieren.

Die Frauen sind bescheiden genug, das Wort gelehrt in dieser Beziehung nur für einen Spottnamen zu halten, denn Keinem fällt es wohl im Ernste ein, von wirklicher Gelehrsamkeit bei einer Frau zu sprechen, wenigstens Keinem, der Kenntnisse genug besitzt, um auch nur eine Ahnung von dem Umfange der Wissenschaft zu haben. Es ist also mit diesem Spottnamen eine Frau bezeichnet, die mit den Kenntnissen, die sie besitzt oder zu besitzen glaubt, prahlt; oder eine andere, die über der Beschäftigung mit Büchern ihre häuslichen Pflichten vernachlässigt; oder endlich eine solche, die ohne jene Eitelkeit und ohne diese Pflichten eine wirklich ausschließliche Neigung für Studien hat. Gegen eine vierte Classe, die der Schriftstellerinnen, braucht man in unsern Provinzen noch nicht zu Felde zu ziehen. Fragen wir uns nun, ob bei einer dieser genannten Erscheinungen wirklich das Wissen oder der Grad der Geistesbildung als verderblich anzuklagen sei.

Es ist ein ziemlich allgemein anerkannter Erfahrungssatz, daß die Menschen gerade mit den Dingen am meisten zu prahlen pflegen, in deren Besitz sie sich nicht ganz sicher fühlen. Wie der Halbvornehme am häufigsten vornehm thut, der Halbgebildete am liebsten gewählte Ausdrücke braucht, wie überhaupt das Wesen der Affectation darin besteht, daß man den Schein von Eigenschaften anzunehmen sucht, die man nicht hat; so wird auch diese Form der gelehrten Frau die lächerlichste, wenn auch nicht die schädlichste, weil sie eben nur eine Form ohne Inhalt ist. Wenn man

eine solche Erscheinung verspottet, so haben wir nichts dagegen, weil wir den Spott für eine bittere, aber heilsame Arznei gegen viele Verkehrtheiten halten, besonders aber gegen alle Uebel, die aus der Eitelkeit erwachsen. Wir gönnen ihn also der Prahlerei in jeder Gestalt, weil er ihre verdienteste Strafe ist. Nun wird man aber doch nicht behaupten wollen, eine Frau sei um so eitler, je klüger sie sei, sie wolle um so mehr um ihrer Kenntnisse willen bewundert werden, je mehr sie selbst einsehe, wie unermesslich weit der Kreis des Wissens sich ausdehnen kann, sie halte sich für um so ausgezeichnet, je mehr sie mit dem Leben und Wirken der großen Geister aller Zeiten vertraut sei, je größer ihr Antheil an allem, was diese erstrebten. Warum sollen wir auf den weiblichen Geist nicht anwenden, was doch für das ganze Menschengeschlecht gelten soll, daß jeder geistige Fortschritt, indem er den Gesichtskreis erweitert, das Errungene kleiner erscheinen läßt? Die gelehrte Frau dieser Classe prahlt also, weil sie eitel ist, und nicht weil sie zu viel, sondern weil sie zu wenig gelernt hat.

Wenn es andere Frauen giebt, die um der sogenannten Gelehrsamkeit willen ihre häuslichen Pflichten vernachlässigen, so giebt es deren noch viel mehr, die derselben Vernachlässigung schuldig sind, weil sie vergnügungssüchtig, klatfschüchtig, pußsüchtig oder träge sind. Wir fordern unsere Leser auf, sich in den Häusern umzusehen, wo verwahrloste Kinder, unordentliche Wirthschaft, unzufriedene Hausgenossen sind; sie werden da die Hausfrau gewöhnlich nicht vor einem wissenschaftlichen Werke sitzen sehen. Viel häufiger liegt sie mit einem „spannenden“ Roman auf dem Sopha oder sitzt in Gesellschaft anderer nichtgelehrter Frauen am Theetisch, wo der gute Name des Nächsten zu seinem Schaden, und nicht Humboldt oder Gervinus, Gegenstand der Unterhaltung ist. Es gehört zu jeder Beschäftigung mit den Wissenschaften, habe sie es auch nur mit den ersten Anfängen derselben zu thun, eine gewisse Geisteszucht, die durchaus auch auf den Charakter wirken muß, dem sie um so mehr Ausdauer und Festigkeit geben wird, je ernstlicher, je länger sie fortgesetzt wird. Sollte nun dieselbe Frau, die mit Anstrengung so manche Schwierigkeit auf diesem Wege überwindet, weniger Fleiß und Ausdauer für ihre Familie haben als jene, die vorzugsweise von Poesie und Musik genährt, wenn sie überhaupt solcher Nahrung bedarf, in weichlicher Gefühlschwelgerei ihre Nerven schwächt und mit dem beliebten Ausdruck „dem Gefühl folgen“ jede Schwäche bemäntelt? — Unter den vielen Hausfrauen, die ihr Haus vernachlässigen, mögen sich nun wohl auch einige sogenannte gelehrte Frauen befinden; doch müssen wir

wieder behaupten: sie vergessen ihre Pflichten, nicht weil sie zu viel Kenntnisse besitzen und sie noch zu vermehren suchen, sondern weil sie leichtsinnig und unmordentlich sind wie viele andere ungelehrte Frauen.

Die dritte Classe der gelehrten Frauen würde nicht sehr zahlreich vertreten sein, wenn nicht zu derselben viele jener etwas zu strenge beurtheilten Gouvernanten — wir nennen sie lieber deutsche Lehrerinnen oder Erzieherinnen — gehörten, deren Sache wir später in ein günstigeres Licht zu stellen versuchen werden. Wir zählten zu dieser Classe alle Frauen, die ihre Neigung zu ausschließlicher Beschäftigung mit den Wissenschaften treibt. Abgesehen von der vielfach bestrittenen Fähigkeit der Frau, eine höhere Stufe auf dieser Bahn zu erklimmen, giebt es der Anregung, der Aufmunterung, ja der Erleichterung auf derselben für sie zu wenig, als daß außerhalb der Schule eine solche Neigung sich häufig ausbilden und erhalten könnte. Wo sie dennoch vorkommt, sollte man sie in den meisten Fällen für ziemlich harmlos und für nicht schädlicher halten als den Dilettantismus in den Künsten. Es ist nun eben eine Liebhaberei, der sich freilich Niemand hingeben darf, der durch dieselbe an der Erfüllung irgend eines andern Lebensberufes gehindert wird, die man aber nicht mit Recht tadelt, wo die Neigung, wie bei der Lehrerin, mit dem Beruf zusammen trifft, oder wo sie die in den höheren Classen nicht gerade spärlich zugemessene Zeit einer reichen Dame ausfüllt, bei welcher sie sich ja immer doch mit Mildthätigkeit und Armenpflege verträgt. Da übrigens jene genannte Schrift sich vorzugsweise mit der Mädchen-Erziehung des Mittelstandes beschäftigt und weder von den Töchtern der Aristokratie noch von den Töchtern des Volkes im engeren Sinne spricht, wollen auch wir uns auf dieses Gebiet beschränken, dessen Grenzen freilich nicht genau zu bestimmen sind.

Wenn wir nun gleich anfangs der Erziehung der Mädchen im Familienkreise den Vorzug gaben, wenn wir ferner zu beweisen suchten, daß das Vorurtheil gegen wohlunterrichtete Frauen ein unbegründetes sei, treten wir damit auch der Behauptung entgegen, daß der Unterricht der Mädchen und Knaben in so gar verschiedener Weise zu ertheilen sei. Ueberall, wo Brüder und Schwestern zusammen unterrichtet werden, wie es auf dem Lande gewöhnlich geschieht, zeigt sich nicht leicht ein Nachtheil dieses Verfahrens, selbst wenn es bis zum fünfzehnten oder sechzehnten Jahre fortgesetzt wird. Für alte Sprachen bleibt natürlich dem Mädchen bei der Uebung in der Musik und in weiblichen Arbeiten keine Zeit; in den andern Schulfächern

aber lehrt die Erfahrung gerade nicht, daß die Mädchen hinter den Knaben gleichen Alters zurückbleiben, ja man wäre versucht an größere Productivität der ersteren zu glauben, wenn man nicht wüßte, daß ihre raschere körperliche Entwicklung auch eine frühere Reife des Geistes mit sich führt. Obgleich wir nun nicht bestreiten wollen, daß in der körperlichen Organisation beider Geschlechter die Bedingungen ihrer weitem geistigen Entwicklung liegen, nach welcher dem Weibe ein engerer Kreis gezogen sein mag als dem Manne, möchten wir doch in der Erziehung des weiblichen Geschlechts das Gefühl nicht so unbedingt vor dem Verstande begünstigen. Gerade weil das Gefühl bei den Frauen so vorherrschend zu sein pflegt, sollten wir ein heilsames Gegengewicht in der harmonischen Ausbildung der andern Geisteskräfte suchen und nicht durch vorherrschend musikalische und poetische Nahrung eine Richtung zum Phantasteleben befördern, welche die sogenannte zarte Weiblichkeit steigern mag, aber gewiß für Haus und Familie weniger tüchtig macht als ernstliches Lernen.

Unmöglich können wir den Unterricht in der Musik, wie er gewöhnlich ertheilt wird, an Wichtigkeit dem Studium der alten Sprachen für die Knaben gleichstellen und ihm einen entsprechenden Einfluß auf weibliche Bildung zugestehen, zumal wenn die Theorie, das mathematische Element in der Musik, übergangen werden soll. Man sage was man wolle, der Genuß an derselben bleibt für die Meisten ein halb sinnlicher, halb in unbestimmte Empfindungen sich verlierender, und wenn wir dagegen die vielen Stunden in Betracht ziehen, die nöthig sind, um nur eine ganz mittelmäßige Fertigkeit auf irgend einem musikalischen Instrument zu erlangen, so bleibt es mindestens sehr zweifelhaft, ob diese Stunden nicht in der Regel besser anzuwenden wären. Am liebsten gestehen wir dem Gesange jenen bildenden Einfluß zu, weil er als Träger der Worte zum deutlichen Ausdruck bestimmter Gefühle und dadurch ein Vermittler der Poesie wird.

Wenn man nun der Poesie in der weiblichen Erziehung eine wichtige Rolle zugestehet und die deutsche poetische Literatur in ihrem ganzen Umfange den Frauen als Gebiet ihrer Geistesthätigkeit eröffnet, sollte man sich doch erinnern, wie ganz anders die Meisterwerke unserer Dichter auf einen gründlich gebildeten Geist wirken und daß das dem Halbgebildeten natürliche Wohlgefallen an pomphaften Ausdrücken und überschwänglichem Gedankenfluge gar leicht das Urtheil gefangen nimmt, wenn es sich nicht an trockenem Lehrstoffe schon geübt und gekräftigt hat. Die

Herrschaft der Jean-Paul-Periode und nach ihr so mancher andern poetischen Verirrung wäre nicht so allgemein gewesen, wenn nicht die Leserinnen, in dem Glauben: das Unverständlichste sei gerade das Schönste, jeder Frage nach dem eigentlichen Inhalte der hochpoetischen Redensarten mit der beliebten Formel ausgewichen wären: „das sagt sich nicht, das fühlt sich nur.“ Wir meinen aber, was sich auf keine Weise sagen lasse, sei auch eine sehr unfruchtbare Empfindung und solche unbestimmte Gemüthszustände seien eher zu vermeiden als herbeizuführen. Mag man die Fähigkeit des Weibes für folgerichtiges Denken noch so gering anschlagen, so wird auch eine geringe Fähigkeit doch in irgend einer Weise auszubilden sein, wenn man sich auch in bescheidener Entfernung von allem Philosophiren hält. Verbannt man aber auch schon aus dem Schulunterrichte alle theoretische Grundlage der einzelnen Fächer, ja sogar die Grammatik der eigenen Sprache, so wird die Mehrzahl der Frauen — ich sage die Mehrzahl, denn die begabteren suchen instinktmäßig die Nahrung auf, deren sie bedürfen — mehr als jemals die Klage hervorrufen, man könne gegen Frauen keine Gründe geltend machen.

Wir haben versucht die Ansprüche des weiblichen Geistes auf Ausbildung etwas mehr auf den allgemein menschlichen Standpunkt zu versetzen und damit der häuslichen Erziehung immer wieder das Wort geredet; denn nur in Mädchenschulen und Pensionsanstalten könnte jene Beschränkung der Geistes thätigkeit wirklich durchgeführt werden — wie wir denn auch eine ganze Literatur von Lehrbüchern haben, in welchen die Wissenschaften für die weibliche Jugend verwässert werden — während in der Familie das Zusammenleben mit Vater und Brüdern solche Schranken nicht zuläßt. Wo nun der Familienvater schon für seinen Beruf wissenschaftlich gebildet sein muß, wäre es zu wünschen, daß auch fremde Töchter im Hause Aufnahme fänden, weil hier aller Widerspruch zwischen den modernen Anforderungen an Bildung und der sehr schätzenswerthen Tüchtigkeit für den Haushalt gelöst werden können. Wir sagen können, denn leider giebt es auch in der Zahl dieser Familien viele, die dem Zeitgeiste zu ihrem Schaden huldigen.

Es ist in dieser Beziehung ein bedeutender Unterschied zwischen der ländlichen und der städtischen Erziehung zu machen. Wir müssen die Geselligkeit, in dem Umfange wie sie jetzt in den Städten herrscht, entschieden für eine Feindin der Entwicklung unserer Jugend halten. So weit entfernt wir auch sind, klösterliche Einsamkeit als eine unerläßliche Bedingung geistigen Gedeihens anzusehen, warnen wir doch ernstlich vor zu häufigen Vergnügungen außer dem Hause.

Man wird nicht läugnen können, daß in unsern Tagen schon in früher Kindheit der Grund gelegt wird zu der Zerstreuungssucht, die das erwachsene Geschlecht in fieberhafter Unruhe umhertreibt. Von der beliebten Geburtstagsfeier der kleinen Kinder bis zu den leidigen Kinderbällen für die heranwachsende Jugend, ist man ängstlich bemüht, die lieben Kinder zu amüßren und zu diesem Zwecke eine möglichst große Anzahl derselben zusammenzubringen. Obgleich wir nun die Gefahr nicht sehr hoch anschlagen, welche im Umgange mit manchem schlecht erzogenen Kinde liegen mag, fürchten wir doch um so mehr den Uebelstand, daß solche Zerstreuungen Gewohnheit und zuletzt Bedürfniß werden. Wenn wir das ganze Gefolge der Vergnügungssucht ins Auge fassen, von dem flüchtigen, zerstreuten Wesen der Schulkinder an durch alle Versuchungen der Jugend bis zu der Pflichtvergeßlichkeit so mancher Hausväter und Hausmütter, wenn wir alle Nachtheile erwägen, die durch steigenden Luxus, der namentlich im Mittelstande in keinem Verhältnisse mit den Geldmitteln steht, durch Puzsucht und alle Formen der Eitelkeit herbeigeführt werden, so können wir nicht eindringlich genug gegen die heutige Ausartung des Geselligkeitstriebes sprechen und in der Erziehung insbesondere nicht ernstlich genug dagegen steuern.

Auch um dieser Gefahren willen wird die häusliche Erziehung der Mädchen vorzuziehn sein. Sie werden durch keine Nothwendigkeit täglich unter eine große Anzahl anderer Mädchen gebracht, also nicht daran gewöhnt, die Stille des Hauses mit einer Art von Dessenlichkeit zu vertauschen; es fehlt ihnen die Menge der sogenannten Schulfreundinnen und mit ihnen manche Versuchung zu ausgedehnter Geselligkeit; es bleibt vor allem der Familienkreis ein geschlossener, gegen die Außenwelt mehr abgegrenzter, und manche liebliche Blüthe des weiblichen Gemüthes wird dadurch unverletzt erhalten. Wir möchten jugendliche Schüchternheit nicht gegen den zweifelhaften Vorzug gewandter Sicherheit des Benehmens vertauscht sehen.

Wie aber, wird man vielleicht fragen, ist die häusliche Erziehung ohne zu sehr gesteigerte Kosten durchzuführen und wie läßt sie sich namentlich in der Stadt mit vielen hemmenden Verhältnissen vereinigen? Wir müssen auf die erste Frage die einfache Antwort geben, daß die Aeltern, denen Gott die Kinder gegeben, sie auch selbst zu erziehen, wenigstens alle die Kräfte auf ihre Erziehung zu verwenden haben, welche ihr Beruf in der Welt ihnen übrig läßt, daß also die Mütter vorzugsweise wenig Entschuldigung finden, wenn sie sich derselben entziehen.

Neben manchen Einwürfen der Trägheit, des Leichtsinns oder auch

nur der Gedankenlosigkeit müssen wir auch den gewichtigeren wirklicher Bescheidenheit und mangelnden Selbstvertrauens zu begegnen suchen. Man hört von mancher wohlgebildeten Mutter die Aeußerung: sie habe zu viel vergessen, verstehe den Unterricht nicht recht anzufangen, habe nicht Geduld, nicht Erfahrung genug, um die eigenen Kinder zu unterrichten; oder auch: die Anforderungen an weibliche Bildung seien gesteigert, die Töchter müßten Vieles lernen, wovon sie selbst keine Kenntniß habe u. s. w. In vielen Fällen sind diese Scheingründe nur bequeme Ausflüchte, wo sie aber aufrichtig gemeint sind, leicht zu bekämpfen.

Würde die junge Mutter, selbst wenn sie nach ihrem Austritt aus der Schule sich nicht weiter mit dem Gelernten beschäftigt hätte, nicht im Stande sein, vom ersten Leseunterrichte an, den Kindern immer um einige Schritte voraus, mit Hülfe guter Lehrbücher, mit dem Beistande vernünftiger Rathgeber oder im glücklichen Falle unter der Leitung des Hausvaters den freilich mühevollen Weg durch die Schuljahre zu machen, wenn sie nur den festen Willen und die nöthige Ausdauer hätte? Würde dieselbe Mutter, wo sie die Hülfe eines Lehrers in Anspruch nehmen muß, nicht den lebhaftesten Antheil an dem Unterrichte desselben nehmen und dadurch die Kinder mehr fördern als sich berechnen läßt? Und wenn nun die Schuljahre zu Ende sind, wie ganz anders würde sich das Zusammenleben der Mutter mit den erwachsenen Töchtern gestalten, wo sie in ununterbrochenem Fortschritte die Töchter mit sich zöge. Es bleiben zum Ueberfluß noch die vielen Fälle, wo auch der Vater einen bedeutenden Theil an der Erziehung nehmen kann und häufiger als es jetzt geschieht wirklich nähme, wenn nicht auch die Männer es nur zu oft vorzögen, den bequemern Weg einzuschlagen und Fremden die Mühe des Unterrichts zu überlassen, so schwer sie auch oft die dadurch nöthig gewordenen Ausgaben besetzen mögen.

Wenn man noch behauptet, daß die Hausmutter neben der Beschäftigung mit dem Unterrichte der Kinder schwer Zeit finde, auch für das materielle Wohl derselben, für die Ordnung im Hause, für die eigentliche Wirthschaft zu sorgen, so können wir das nur gelten lassen, wo Kränklichkeit oder eine ungewöhnlich große Kinderchaar den freien Gebrauch der Zeit hindert. Wir erinnern aber daran, daß der Tag doch wenigstens vierzehn Stunden lang ist, in denen sich sehr viel thun läßt, wenn man die Minuten zu nützen versteht. Uebrigens sind bei dem häuslichen Unterrichte die etwa vorkommenden Unterbrechungen nicht in dem Grade zu fürch-

ten, wie man gewöhnlich glaubt; ja, sie werden, wenn sie durch häusliche Geschäfte der Mutter herbeigeführt werden, für die Töchter, die man an denselben Theil nehmen läßt, zu eben so vielen Gelegenheiten sich in diesen Geschäften zu üben und helfen außerdem die Gesundheit der jungen Mädchen vor den übeln Folgen zu angestrengter Geistesarbeit behüten. Zählen wir zu diesen Unterbrechungen noch manchen schulfreien Tag, den Besuche, Krankheit oder sonst unvermeidliche Zwischenfälle herbeiführen, so ist die Zeit immer dazu anzuwenden, die außer dem Schulunterrichte liegenden Ansprüche an weibliche Erziehung, wie z. B. die Geschicklichkeit in Handarbeiten, zu befriedigen und giebt immer noch nicht so viele unterrichtslose Tage als die gewöhnlichen Ferien in den öffentlichen Schulen.

Wir gestehen zu, daß die häusliche Erziehung und besonders der Unterricht durch die Aeltern in der Stadt größere Schwierigkeiten als auf dem Lande hat, können diese aber doch nicht für unüberwindlich halten, da sie hauptsächlich in den Störungen bestehen, die das gesellige Leben herbeiführt. Es mag nun allerdings eine scheinbar strenge Forderung an unsere Familienväter und Familienmütter sein, den Freuden der Geselligkeit bis auf ein gewisses Maß zu entsagen; doch wird man nicht leugnen können, daß die Kinder sehr berechtigte Ansprüche auch auf die Zeit ihrer Aeltern und nicht bloß auf deren Geldbeutel haben. Diejenigen, welche diese Ansprüche durch thätigen Antheil an der Ausbildung ihrer Kinder anerkennen, werden gewiß bezeugen, daß sie in dieser Beschäftigung eine Quelle nicht nur der Mühe, sondern auch vielfacher Freuden gefunden haben. Wie die Sachen aber jetzt stehen, geben die Meisten in der Theorie wohl zu, daß die Freuden, die man im Kreise der Familie genießt, die reinsten und schönsten sind, die Wenigsten aber pflegen sie da auch in der Wirklichkeit zu suchen.

Die Betheiligung der Aeltern an dem Unterrichte der Töchter würde endlich neben vielen andern Vortheilen das geeignetste Mittel bieten, die jetzt so unverhältnißmäßig gestiegenen Kosten der Erziehung zu vermindern. Wenn auch der Beistand eines Lehrers oder einer Lehrerin immer noch hier und da nöthig sein dürfte, würde das doch nicht mehr in demselben Umfange und nicht so allgemein der Fall sein.

Wir kommen hier auf die Frage: ob und wodurch die in unsern Tagen so sehr angewachsene Zahl der deutschen Lehrerinnen eine unerfreuliche Erscheinung ist. Gehen wir zunächst auf den Hauptgrund derselben, so finden wir ihn entschieden in dem Mißverhältniß der Ansprüche des Mittel-

standes auf Wohlleben und Luxus zu den nicht angewachsenen Geldmitteln desselben. Nicht als ob wir behaupteten, die jungen Mädchen wären es insbesondere, die solche gesteigerten Ansprüche hätten. Sie haben sie viel häufiger nur zu büßen. Wir möchten vielmehr ein ernstes Wort an alle Familienväter und Mütter richten und sie fragen, warum es in unserer Zeit in dem Grade, von dem wir reden, ein so gar seltener Fall ist, daß Kinder nach dem Ableben des Vaters vor Mangel geschützt sind, wenn sie nicht gleich wieder selbst erwerben können. Es ist ein sehr beliebter Ausspruch: eine gute Erziehung sei eine bessere Mitgabe fürs Leben als Vermögen. Wir entscheiden uns freilich auch für die gute Erziehung, wenn es ein Entweder-Oder gelten soll, sehen aber nicht ein, warum sich diese beiden guten Dinge nicht sollten vereinigen lassen, sobald man unter guter Erziehung nicht gerade eine kostspielige versteht. Für die Söhne ist auch im allgemeinen anzunehmen, daß die Nektarnpflicht erfüllt ist, wenn sie zu einem Amte vorbereitet in die Welt treten können; mit den Töchtern aber ist dem nicht so. Da es immer zweifelhaft bleibt, ob und wie bald diese durch Verheirathung eine in den meisten Fällen doch auch an das Leben des Mannes geknüpfte Versorgung finden, steht ihnen kein anderer Weg offen als der in ein fremdes Haus, wenn sie nicht bei gewöhnlich ebenso unbemittelten Verwandten eine Stellung einnehmen wollen, die sie zu entbehrlichen Mitgliedern eines oft schon vollen Hauses macht. Ganz anders würde sich die Sache gestalten, wenn der Unterhalt dieser Mädchen gesichert wäre und sie nur die Sorge hätten sich nützlich zu machen. Da würden sich wenige finden, die es nicht vorzögen, in irgend einem verwandten Hause als Familienglieder zu leben und zu wirken; sie würden dort häufiger als eine Stütze der Hausfrau, ein Segen der Kinder zu finden sein, wenn sie sich nicht als eine Last des Hauses zu fühlen hätten. Es werden sich viele unserer Leser aus ihrer Jugend solcher Hausfreundinnen erinnern, die in unabhängiger und doch segensreicher Stellung in der Familie lebten. Wenn dagegen jetzt eine unverheirathete Verwandte in einem Hause aufgenommen ist, hat sie meist das drückende Gefühl, daß alles, was sie annehmen muß, den Kindern des Hauses entzogen wird. Nehmen wir noch dazu, daß Zartgefühl eben keine ganz allgemeine Eigenschaft der Gebenden ist, so werden wir zugestehen, daß neben vielfachen Schattenseiten die Stellung in einem fremden Hause gewöhnlich vorzuziehen ist, weil sie nicht nur die Mittel zur gegenwärtigen Existenz, sondern auch noch die Möglichkeit giebt, einen Nothypfennig für die Zukunft bei Seite zu legen.

Soll also das wahre Wohl der Töchter des Mittelstandes gefördert werden, so muß mit einer Reform der meisten Haushaltungen angefangen, es müssen die Ausgaben auf das nothwendige Maß zurückgeführt werden und der Unterschied in der Lebensweise der Reichen und der Unbemittelten muß wieder größer werden als er jetzt ist. Man gewöhne schon die Kinder sich genügen zu lassen und gebe ihnen vor allem ein gutes Beispiel, indem man auf Luxus in Wohnung, Hausrath, Kleidung und Nahrung keinen Werth legt. Bei aller bestehenden Ungleichheit der Rechte, des Vermögens, der Erwerbsquellen ist man nur in den Bedürfnissen und in der Lebensweise zu einiger Gleichheit gekommen und das gewiß nicht zum allgemeinen Besten. Wer aber den Muth hat, sich in dieser Beziehung zu beschränken, wird bald finden, daß trotz augenblicklicher Theurung die Möglichkeit noch immer da ist, im Laufe der Jahre, bis eine Kinderchaar heranwächst, eine Summe zu ersparen, die oft hinreichen wird die Töchter vor jener Nothwendigkeit zu schützen, die man so geneigt ist ihnen zum Vorwurf zu machen.

So lange diese heilsamen Veränderungen aber bloße Wünsche bleiben, wird die Zahl der jungen Mädchen, die sich in fremden Familien dem Lehrfache widmen, immer groß genug bleiben. Noch giebt es ja viele Kinder, deren Mütter die schönste Seite ihres Berufes nur für eine Last halten und jede andere Gesellschaft der ihrer kleinen vorziehen. Da findet die fremde Erzieherin in der kindlichen Liebe junger Herzen manchen schönen Ersatz für die der ernstern Pflicht geopfertn Jugendjahre und in dem Bewußtsein eines nützlichen Lebens einen Seelenfrieden, der auch durch manche trübe Erfahrung nicht dauernd gestört werden kann. So wünschen wir denn den jungen Lehrerinnen Gottes Segen in ihrem mühevollen und ehrenwerthen Berufe. Damit sie zu demselben aber Gesundheit und Freudigkeit mitbringen können, sollte der Schulunterricht, den sie genießen, weniger anstrengend sein, als es jetzt bei der Vorbereitung zu dem sogenannten großen Examen, womit gewöhnlich doch im siebzehnten oder achtzehnten Jahre die Erziehung für vollendet angesehen wird, sein kann. Eine gewisse Prüfung der Lehrfähigkeit von Seiten der Schulobrigkeit ist gewiß gerecht, doch sollte der allgemeine Ehrgeiz sich mit dem kleinen Examen begnügen, wo überhaupt ein Examen nöthig ist. Es würde damit der Ueberladung mit Unterrichtsgegenständen abgeholfen und doch der Zweck erreicht, die Unwissenheit auszuschließen. Am meisten lernt sich nach allgemeiner Erfahrung doch durch Lehren, und wer mit dem kleinen Examen

angefangen, wird nach zehn Jahren gewiß zehnmal mehr wissen als beim Beginne der Laufbahn. Gerade indem wir den Frauen ein stetes Fortschreiten in der Ausbildung ihres Geistes, ein beständiges Wachsen ihres Wissens wünschen, müssen wir uns gegen alles Uebereilen erklären.

Wenn wir nach allem Gesagten mit dem Verfasser des oft erwähnten Aufsazes in dem Wunsche übereinstimmen, die Zahl der Lehrerinnen vermindert zu sehen, so haben wir dafür nicht den Grund, daß wir ihre für den Augenblick unentbehrliche Wirksamkeit verkennen, sondern den in der oben entwickelten Ansicht liegenden, daß die Mütter selbst Lehrerinnen und Erzieherinnen im weitesten Sinne des Wortes sein sollten und daß wir die Nothwendigkeit aufgehoben sehen möchten, welche das junge Mädchen schon in den Jahren von Freunden und Verwandten trennt, da es der liebenden Leitung selbst noch so sehr bedarf. So befriedigend der Beruf einer Erzieherin in spätern Jahren sein kann, so wenig ist er das oft in der Jugend, da die eignen Ansprüche an das Leben und seine Freuden noch in voller Kraft bestehen.

Daß die Lehrerin durch ihre Stellung dem ächt weiblichen Beruf, zu dem doch auch das Erziehungsgeschäft anerkanntermaßen gehört, entfremde werde, können wir nicht zugeben. Die geringe Zahl der vielgesuchten älteren Lehrerinnen beweist außerdem, daß die meisten früher oder später Hausmütter werden; denn die Scheu der Männer vor geschiedten Mädchen ist im Grunde nicht so groß und nicht so allgemein, als man zuweilen behaupten hört. Unter denen nun, welche, nachdem sie einige Jahre in fremden Familien als Lehrerinnen gewirkt, ein eigenes Haus zu leiten haben, finden wir gerade noch die meisten jener Mütter, welche nicht nur die Fähigkeit, sondern auch den Willen haben, ihre Töchter selbst zu erziehen, und wenn eine Erfüllung unseres Wunsches zu hoffen ist, so haben wir das vielleicht ihrem Beispiele zu danken. Eben so beweist die Erfahrung, daß die Eigenschaften, welche ein geordneter Hausstand von der Hausfrau verlangt, bei diesen Frauen nicht häufiger vermißt werden als bei andern. Im Gegentheil ist die Gewöhnung an regelmäßige Zeiteintheilung und ausdauernde Pflichterfüllung oft sehr heilsam gewesen.

Spricht man nun noch von der Unzulänglichkeit der Erziehung durch Gouvernanten, so geben wir zwar zu, daß der Unterricht eines tüchtigen Lehrers, d. h. eines solchen, der wirklich das Lehren zum Gegenstand seines Studiums gemacht hat, besser sein muß, erinnern aber doch, daß die Erziehung der Mädchen, in so weit die Mütter sie nicht übernehmen kann

oder will, nicht füglich von einem Lehrer geleitet werden kann, zumal in unsern Provinzen, wo außer in den Städten die Lehrer meist ganz junge Leute sind. Will man nun die früher viel allgemeiner herrschende Sitte zurückrufen, nach welcher die weibliche Jugend der Leitung und dem Einflusse einer Französin überlassen wurde, die freilich in den meisten Fällen sich mit dem Unterricht in den Wissenschaften nicht befassen konnte? Wir meinen dagegen, es sei ein Fortschritt, daß in unserer Zeit der französischen Sprache weniger große Opfer gebracht werden und daß man es häufig vorzieht, die Töchter in deutscher Umgebung aufwachsen zu lassen. Mag immerhin an vielen deutschen Erzieherinnen mit Recht manches auszusetzen sein, im allgemeinen haben sie doch den unbestrittenen Ruf der Zuverlässigkeit und Gewissenhaftigkeit, Eigenschaften, welche ihr Wirken in manchem Hause segensreich gemacht haben, wo man noch lange nach vollendeter Erziehung dankbar ihrer gedenkt. Man will behaupten, diese Fälle seien vereinzelt, die Wirksamkeit der Lehrerin sei nicht bloß durch ihre mangelhafte Befähigung, sondern auch durch ihre Stellung als fremde, in vornehmen Häusern bloß geduldete Hausgenossin gelähmt. Wir überlassen es unsern Lesern die Beispiele zu dieser Behauptung aufzusuchen. Es giebt so viele verschiedene Schattirungen dieses Verhältnisses, als es verschiedene Persönlichkeiten giebt. Wir erinnern nur an den Widerspruch, der darin liegt, daß das Vorurtheil gerade Personen, die lange Zeit diese wie es heißt so demüthigende Stellung eingenommen haben, Herrschsucht und vorlautes Wesen vorwirft, Fehler, die doch wohl nicht aus der Gewohnheit der Unterwürfigkeit entstehen.

Abgesehen von ihrer doch in vielfacher Weise anerkannten Wirksamkeit in ihrem Fache, hat endlich der größere Theil dieser so hart angeklagten Gouvernanten statt des traurigen Gefühls eines verfehlten Lebens vielmehr das wohlthuende Bewußtsein, nicht nur den eigenen Unterhalt auf ehrliche Weise erwerben, sondern auch häufig noch bedürftigen Angehörigen beistehen zu können. Wie manche arme Mutter, wie viele unerzogene Geschwister segnen die Hand, die das mühsam Erworbene mittheilt; ja sogar unter jetzt selbstständigen Männern wird sich mancher dankbare Bruder finden, dessen Studien durch die Hülfe einer Schwester möglich gemacht wurden, die mit weiblicher Handarbeit nie die Mittel zu solcher Unterstützung erworben hätte.

Es bleibt uns jetzt nur noch ein Wort über öffentliche Anstalten für weibliche Erziehung zu sagen, die immer ein Bedürfniß bleiben werden, wenn auch nicht immer in gleichem Grade. Wir wünschen ihnen als Haupt-

verbesserung weniger Zöglinge. Mag immerhin die Zahl der Erziehungsanstalten steigen, wenn die einzelnen nur nicht zu viele Schülerinnen aufnehmen. Jemehr sich der Umfang derselben dem einer zahlreichen Familie nähert, desto mehr werden sie Gutes wirken, denn wir sehen nicht ein, warum eine tüchtige Vorsteherin einer solchen Anstalt nicht eben so erfreuliche Resultate erzielen sollte als eine sorgsame Mutter.

Was die eigentlichen Mädchenschulen in der Stadt betrifft, so wären sie nach den entwickeltesten Ansichten nur von denen zu besuchen, die auf keine andere Weise Unterricht empfangen können, also vorzugsweise von den Töchtern der städtischen ärmeren Bürgerclassen, deren Väter und Mütter zum Theil von ihrer Hände Arbeit leben. Wenn wir diesen bei höherer Begabung auch durchaus nicht eine höhere Bildung vorenthalten wollen, geben wir doch gerne zu, daß es für die Mehrzahl durchaus kein Glück ist, sich über den Bildungsstand zu erheben, den Väter, Mütter und Brüder bis jetzt einnehmen, und haben daher nichts gegen eine Beschränkung des Umfangs der in diesen Schulen gelehrtten Fächer, wie wir denn überhaupt der Ansicht sind, daß die Schule ein Fertigmachen der Persönlichkeit nicht zur Aufgabe habe, sondern nur den Grund legen müsse, auf dem später mit mehr oder weniger Selbstthätigkeit fortgebaut werden kann.

Wie weit in solcher Fortbildung das Weib gehen könne, wird sich nicht leicht bestimmen lassen, und man thut gewiß nicht wohl, irgend einem geistigen Streben eine Grenze setzen zu wollen, die am Ende ein jeder Einzelne nach seinem Standpunkte ziehen wird und die, von den Begabteren doch überschritten, für Viele nur dazu dient, geistiger Trägheit oder Flachheit den Mantel weiblicher Bescheidenheit unzuhängen. Wir müssen wiederholen, daß wir keine einzige weibliche Tugend für unverträglich halten mit dem allgemein menschlichen Streben nach Erweiterung des geistigen Gesichtskreises, an welchem wir keiner unsterblichen Seele ihren Antheil verkümmern sollten.

Wenn man zugiebt, daß der Mensch durch die möglichst vollkommene Ausbildung aller seiner Geisteskräfte ein höheres Dasein gewinnt, so gönne man auch den Frauen ihren Antheil an demselben und suche die Ursache des unleugbaren Verfalls der Häuslichkeit und des Familienlebens nicht in den geistigen Bestrebungen der Frauen, sondern in der wachsenden Genussucht unserer Generation, der sich Männer und Frauen um so mehr hingeben, je weniger sie ein Gegengewicht in edleren Freuden zu finden wissen.

Ueber den Zusammenhang der antiken Architektur mit dem christlichen Kirchenbau.

Ausgehend von der Wahrheit einer Causalität alles Geschehens und dem darauf beruhenden Glauben an die Erziehung des Menschengeschlechts, habe ich an einem andern Orte¹⁾ den Einfluß darzulegen versucht, welchen die frühe Cultur des Orients auf das griechische Alterthum übte, dessen Berührung mit jenem durch historische Thatsachen erwiesen ist. Ich nehme diese Voraussetzung wiederum in Anspruch, nicht um den einflußreichen Verkehr aller Völker und Zeiten weiter zu verfolgen, sondern um an einem unserem Gesichtskreise näher liegenden Gegenstande den durch tausend Fäden vermittelten Zusammenhang des Alterthums mit der Gegenwart darzuthun. Wenn ich damals die Philologie eine comparative Wissenschaft nannte, weil sie von Hause aus auf die Vergleichung der beiden classischen Völker begründet ist, verdient sie diesen Namen auch insofern, als sie das Verständniß vieler Erscheinungen erschließt, die mit mächtigen Armen aus dem grauen Alterthum in unsre Gegenwart hinüberreichen. Eine solche, dem Philologen geläufige Auffassung, welche Alterthum und Gegenwart als eine Continuität betrachtet, wird aber auch bei Andern vorläufig einige Berechtigung finden, da auf ihr zum Theil die Nothwendigkeit der philologischen Wissenschaft und deren auf alle Zeiten bewährter erziehender Einfluß beruht. Das Alterthum und die Folgezeit bilden zwar nicht ein so innig verwebtes Ganze, wie Leib und Seele im menschlichen Organismus, aber sie verhalten sich trotz aller Gegensätzlichkeit wie Grund und Folge und es ist die Aufgabe

der Philologie, das allseitige Verständniß des Alterthums so weit zu fördern, daß die verbindenden Glieder und fortleitenden Fäden für die Gegenwart von selbst sich ergeben.

Diese Aufgabe, so vielseitig wie das Alterthum selbst und nicht ohne das Verständniß der folgenden Jahrhunderte lösbar, ist auf vielen Punkten mehr geahnt als entschieden und kann ihrem ganzen Umfange nach am wenigsten ohne Darlegung schwankender Meinungen und unvollendeter Beweise mitgetheilt werden, aber sie wird einmal je weiter entwickelt, desto mehr den Streit zwischen Altem und Neuem versöhnen und die oft ungerechte Vergleichung auf ihr bescheidenes Maß zurückführen. Darum wage ich es nicht zwischen alter und moderner Staatenbildung eine Parallele zu ziehen, oder die abstracteren Gebiete antiker und christlicher Sittlichkeit und Religion zu betreten, oder den Antheil zu erörtern, welchen die alten Sprachen an den lebenden haben, sondern ich wende mich lieber denjenigen Gebiete zu, wo das Alterthum anerkanntermaßen nicht nur hinter der Gegenwart nicht zurückgeblieben ist, sondern noch immer als musterhaft und lehrreich gilt und zugleich sichtbare Spuren zurückgelassen hat, welche die Vergleichung nahe legen und fördern helfen, zu dem Gebiete der bildenden Kunst. Hier aber ist es die verbreitete Thätigkeit des Bauens, die Mutter der bildenden Künste, denen sie die Stätte für ihre Formenwelt bereitet, welche die Cultur der Völker von ihren frühesten Regungen bis zu ihren letzten Athemzügen begleitend, nicht nur die ältesten und dauerndsten Denkmale der Rationalität geschaffen hat, sondern durch sie auch ihr traditionelles Fortleben und Vererben möglich machte. Nur ein einseitiges Verkennen ihrer Eigenthümlichkeit hat die Architektur aus dem Gebiet der Künste verbannen wollen, von denen sie sich viel mehr dadurch unterscheidet, daß sie mehr als andre den dreifachen Charakter des Handwerks, der Kunst und der Wissenschaft in sich schließt. Denn wie wenig sie als ein bloß handwerkmäßiges und zweckersfülltes Thun aufgefaßt werden darf, zeigt sich gleich darin, daß sie eben so sehr von Bedürfniß und Gewohnheit, als auch von der Ideenwelt und geistigen Richtung der Völker ein hereditäres Zeugniß ablegt, daß das öffentliche Leben des Staates und der Kirche in ihr sich ausdrückt, und daß sie im Dienste dieser den Charakter des Monumentalen und der Kunst erreicht. Wenn sie somit unter den genannten Künsten am meisten geschichtliche Bedeutung hat und ein treuer Wegweiser ist, wo andere historische Zeugnisse fehlen, weil sie das Leben der Völker, dessen Ausdruck sie ist, überdauert und von einem zum andern

wie eine Brücke hinüberreicht, macht sie diesen Vorzug auch nach einer andern Seite hin geltend durch die Leichtigkeit ihres Verständnisses. Denn die Schöpfungen keiner andern Kunst lassen sich so sehr in ihre Elemente zerlegen, in keiner die Formen und deren Bedeutungen so klar erkennen und auf so bestimmte Gesetze zurückführen, in keiner können daher die geschichtlichen Veränderungen, das nationale Eigenthum und das entlehnte Fremde, so sicher nachgewiesen werden. Darum muß alle Kunstkenntniß mit der Architektur beginnen, sie ist unter den bildenden Künsten die lehrbarste und die lehrreichste. Eben daher begreift sich aber auch, daß sie für die Kenntniß des classischen Alterthums von größter Wichtigkeit ist. Denn vermöge der organischen und gesehmäßigen Beschaffenheit dieser Kunst haben die classischen Völker ihre durchsichtigen Gedanken und Tendenzen vornehmlich in ihren Bauten ausgesprochen und in einem ihrem Charakter entsprechenden Elemente die Kunst zu hoher Entwicklung gebracht. Wer also den Geist der alten Architektur verstehen will, muß eindringen in das Verständniß ihrer Elemente, denn wie man sich über den Charakter einer Sprache kein Urtheil bilden kann ohne die Kenntniß und den Besitz ihrer Formen und Fügungen bis zur geläufigen Reproduction, so muß auch die Beurtheilung des geschichtlichen und ästhetischen Werthes der Baudenkmäler gegründet werden auf das eindringliche Verständniß der Baustücke, ihrer Juncturen und der Verwendung beider zu größeren Ganzen. Denn nur aus solcher Kenntniß des Einzelnen läßt sich ein richtiges Gefühl und eine gültige Auffassung größerer Erscheinungen gestalten und allmählig das Lebensprincip wahrnehmen, welches die Glieder zu einem praktisch und ästhetisch vollkommenen Körper fügt und durchdringt. Vermöge solcher von der Beschaffenheit dieser Kunst geforderten Methode ihres Verständnisses ist dieselbe der Philologie besonders willkommen, als verwandt mit der in ihr herrschenden Methode, ja sollte man meinen, verwandt mit aller Wissenschaft überhaupt.

Mit dieser Verständlichkeit und nöthigen Gründlichkeit des Verständnisses verbindet die Architektur aber endlich eine gewisse Nothwendigkeit und Nähe desselben. Denn was läge allgemeinem Verständniß und menschlichem Interesse näher, als die baulichen Formen, die uns umgeben und in denen wir leben, und was ist zugleich anziehender als diese, wenn sie uns als Kunstzeugnisse entgegentreten, in denen sich die höchsten Gedanken verkörpern? Wem, der auch nicht im ästhetischen oder baulichen Interesse den Norden Europas mit dem Süden vertauschte, hat die Mannigfaltigkeit

der Bauweisen entgehen können, die jedem Lande eigen sind? und, wer die classischen Länder betrat, wird gewiß bald ein Auge gewonnen haben für die Unterschiede antiker, mittelalterlicher und moderner Architektur, oder wer, dem auch nur München zu erreichen vergönnt war, hat nicht verweilt bei den Mustern kirchlicher Baustile, die dort ein kunststuniger König zur Schau gestellt hat, bei der antiken Bonifaciusbasilika, der byzantinischen Allerheiligencapelle, der romanischen Ludwigskirche, der gothischen Aulikirche, in denen im Kleinen die ganze Geschichte christlicher Baukunst zusammengedrängt ist; oder, wem solche Anschauungen nicht zu Theil wurden und nur für die nächste Umgebung der Sinn nicht erstorben ist, hat sich nicht ein verschiedener Eindruck kund gegeben bei dem Anblick gothischer Dome mit ihren strebenden Thürmen und byzantinischer Bauten mit gewölbten Kuppeln und massenhaften Pfeilern; oder wer auch nur ein christliches Gotteshaus betrat, hat sich nicht über die Vertheilung und den Gebrauch der Räume in Mittel- und Nebenschiffe, in Langhaus und Querschiff, in Altarchor und Emporen von Fragen berührt gefühlt, die sich nicht ohne weiteres aus der bloßen Zweckmäßigkeit beantworten lassen? Es ist freilich noch leichter, alle diese Erscheinungen zu ignoriren oder für zufällig zu erklären, und ebenso pflegen auch die Bezeichnungen des Charakteristischen der verschiedenen Stile nur einseitige und subjective Urtheile ohne Erwägung aller Momente zu sein; aber das gründliche Verständniß derselben und eine darauf ruhende Erkenntniß ihres Gesamtcharacters ist Gegenstand schwieriger Forschung, der scharfsinnige Männer ihre besten Kräfte gewidmet haben. Eine gründliche Einsicht ist auch hier nicht möglich, ohne aus der Gegenwart in die Vorzeit und das Alterthum zurückzugehen und die Philologie hält auch hier den Schlüssel des Verständnisses in der Hand; sie hat ihn gefunden, indem sie mit ihrer Fackel die dunkeln Trümmer und Verhältnisse des Alterthums beleuchtete.

Der Zusammenhang christlicher und antiker Architektur beruht aber nicht bloß auf dem vorausgesetzten Einfluß, welchen überhaupt die Bau- denkmale vergangener Jahrhunderte auf die der kommenden üben, sondern auf der thatsächlichen Grundlage eines ernstern und langwierigen Kampfes des Christenthums mit dem Heidenthum, eines Kampfes, der zwar mit dem Falle des letzteren und dem Siege des Christenthums endigte, aber nicht ohne daß dieses einige Wunden empfangen hätte und die Narben noch jetzt aufwiese. „Denn,“ um in den Worten eines mit heidnischer und christlicher Theologie gleichvertrauten Mannes²⁾ fortzufahren, „eine umsichtige historische

Forschung vermag nachzuweisen, daß Vieles was in dem Cultus der europäischen Südländer nicht evangelisch ist, auf Rechnung eben jenes Kampfes gesetzt werden muß und als Munition der heidnischen Mysterien aufzufassen ist, als sie ins feindliche Lager hinüberzogen“. Das Verhältniß und die Mittel der streitenden Mächte bedingten den Sieg durch eine kluge Accommodation von christlicher Seite und in Folge dessen lassen sich heidnische Feste, Riten und Tempel in den christlichen noch heute wiedererkennen. Aber auch dieser Uebergang heidnischer Tempel in christliche Gotteshäuser ist es nicht, um den es sich bei dem erwähnten Zusammenhang handelt, denn er ist hinlänglich beglaubigt und könnte nicht zu verwickelten Streitfragen Anlaß geben. Die ältesten christlichen Kirchen haben nicht nur den Namen der Basilika mit griechischen und römischen Gebäuden gemein, sondern es giebt sich auch trotz aller Mannigfaltigkeit ihrer Entwicklung sehr deutlich eine Uebereinstimmung derselben unter sich und mit den Ueberresten und Beschreibungen jener heidnischen gleichnamigen Bauten kund. Darum stand in der traditionellen Geschichte der Baukunst der ursprüngliche Zusammenhang der christlichen Kirchen mit der antiken Basilika fest. Aber diese Ueberzeugung ist aus denselben Motiven wie der Glaube an den Zusammenhang des Orients mit dem griechischen Alterthum verlassen worden. Es war auch hier die ganz unhistorische Ansicht von der Möglichkeit einer gänzlichen Isolirung und unberührten Selbstständigkeit geschichtlicher Ereignisse und Verhältnisse, es war die an sich richtige, aber übertriebene Wahrnehmung des Unterschiedes heidnischer und christlicher Religion, es war der in jedem einzelnen Falle anders zu modificirende Glaube, daß sich jedes Princip auch ganz organisch und rationell verkörpern müsse, was dazu hintrieb, gegen alle vorangegangene und gleichzeitige Architektur zu verblenden und dem Christenthum wegen der Befähigung, für seine Bedürfnisse die entsprechenden Formen zu finden, die vorhandenen als eigenthümlich und originell zuzusprechen. Wie es unangemessen schien, die Griechen einen guten Theil ihrer Cultur vom Orient empfangen zu lassen, so glaubte man sich auch am Christenthum zu versündigen, wenn man zugestand, daß seine Kirchenbauten ihrer Grundlage nach auf dem heidnischen Alterthum fußten. Dazu kam, daß die Studien über die mittelalterlichen Baustile, angestellt um die streitige Erfindung des Spizbogens zu entscheiden, immer weiter vom Alterthum abführten und daß die Eigenthümlichkeit dieses Deckungsprincips, das zuletzt den ganzen Bau durchdrang, die im heidnischen Alterthum wurzelnden Fundamente desselben übersehen ließ. Nur daß man hier

wissenschaftlicher als in jener Streitfrage verfuhr und darum wie es scheint wider Willen die Wahrheit förderte. Die von der belgischen Akademie gekrönte Preisschrift Zestermanns: *Die antiken und die christlichen Basiliken, nach ihrer Entstehung, Ausbildung und Beziehung zu einander dargestellt*, (Leipzig 1847)“ hat den Zusammenhang beider geläugnet und jede für sich als den selbstständigen Ausdruck eines verschiedenen Princips dargestellt. Die sorgfältige Beachtung schriftlicher Zeugnisse macht das Verdienst dieser Schrift aus, deren Resultat aber trotz der übertriebenen Anerkennung von katholischer Seite³⁾ nicht durchzudringen⁴⁾ vermocht hat, da sich gegen Einzelnes gewichtige und mit der Anschauung des Alterthums vertraute Stimmen erhoben haben. Indem ich diese Gegengründe zusammenfassend und nach Kräften verstärkend zu der hergebrachten Ansicht zurückzukehren mich anschicke, scheint es angemessen, die Acten dieses Streites, gleich nach den drei wesentlichen Gesichtspuncten vorzulegen, so daß zuerst die Aehnlichkeit und Differenz der antiken und der christlichen Basiliken vor Augen trete, sodann einleuchte, warum dem Christenthum die Bauform heidnischer Tempel nicht genügte, sondern warum es eine andere dem Alterthum eigenthümliche Bauform auch zu der seinigen machte, und drittens sich ergebe, ob dies als Nachahmung oder freie Schöpfung anzusehen ist.

Dem griechischen Namen der Basilika begegnen wir nachweislich zuerst im perikleischen Athen, wo uns an der Agora eine βασιλειος στοά, d. h. eine Königshalle, genannt wird, in welcher der aus der Königszeit stammende und den Namen des Königs bewahrende Archon des Freistaats seinen amtlichen Sitz hatte. Weder sichtbare Spuren noch eine Beschreibung derselben sind uns erhalten, so daß wir über die bauliche Einrichtung nichts mehr erfahren, als was der Name einer Stoa, einer Säulenhalle aussagt. Aber so vereinzelt, als es scheinen möchte, steht dies Gebäude nicht, denn die Marktplätze der hellenischen Städte pflegten mit Hallen umgeben zu sein und unter diesen dürfen auch anderswo solche Königshallen angenommen werden, wie z. B. jene an der Agora zu Elis, wo die olympischen Kampfrichter, die Hellenodiken, den Tag verbrachten⁵⁾. Da sie diese Function von den alten Königen Pisas geerbt hatten, unter denen der mythische Opylos und Pythos als die ältesten Kampfrichter genannt werden, haben sie wahrscheinlich auch das alte Königshaus inne gehabt, und hier ist es nun von großer Bedeutung, daß uns Pausanias⁶⁾, der Zeitgenosse der Antonine, welcher diesen ältesten Markt in seiner Anlage ausdrücklich von den neueren ionischen unterscheidet, als Augenzeuge meldet, daß diese Stoa

im Innern durch Säulenstellung in drei Räume oder Schiffe geschieden war. Derselbe Schriftsteller⁷⁾ beschreibt uns das Phokikon bei Delphi, wo die Abgeordneten der phokischen Städte ihre Zusammenkünfte hielten, als ein von Mauern umschlossenes durch Säulen im Innern dreifach getheiltes Local. Es gab also noch im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Griechenland Gebäude, welche theils den Namen der Basilika führten, theils in ihrer baulichen Structur den Königshallen entsprachen. Besser unterrichtet sind wir dagegen über die gleichnamigen Gebäude bei den Römern. Der Censor Cato erbaute die erste Basilika, nach seinem Gentilnamen Poreia zubenannt, am Forum in einer Zeit, wo sich Rom zur Hauptstadt der damaligen civilisirten Welt zu erheben begann. Den Censoren lag es nämlich ob, dafür zu sorgen, daß es dieser Bestimmung entspräche und daß der Schauplatz des politischen und gewerblichen Verkehrs, das Forum, dem Fremden sowohl wie dem Einheimischen genüge. Seinem Beispiel folgten bald andre in rühmlichem Wettstreit nach, so daß man am Ende der Republik schon 7 zählte, welche das Forum zu beiden Langseiten umgaben und den hallenreichen griechischen Agoren ähnlich machten. Die Localität also, der Name und was wir sonst von diesen römischen Bauten erfahren, stimmt so sehr mit den griechischen überein, daß wir sie von diesen abzuleiten geneigt sein müssen. Wenn man ihnen dagegen lieber den griechischen Hypäthra-tempel zum Vorbild gab, hat man gerade den wesentlichen Unterschied beider, die Bedachung der Basilika, an der nicht zu zweifeln ist, übersehen; oder wenn Andre, um auch die Römer, die Erben griechischer Cultur, sich selbstständig entwickeln zu lassen, die Basiliken gewissermaßen als ins Enge gezogene und für besondre Einzelzwecke bestimmte Fora ansehen, so verträgt sich diese Ansicht recht wohl mit der für diese Bedürfnisse aus Griechenland entlehnten Form, wo die Hallen der Agoren eine gleiche Function gehabt haben mögen. In beiden Fällen aber bleibt der griechische Name der römischen Bauten unerklärt und weist uns, auch wenn wir kein Gewicht auf die Uebereinstimmung der Localität und Einrichtung legen, immer wieder auf Griechenland zurück. Daß die Römer den Catonischen Bau bloß wegen der Pracht mit einem damals gebräuchlichen Fremdworte die königliche, d. h. die Prachthalle genannt hätten⁸⁾, läßt zunächst dunkel, wie dieser Name, der das innere Wesen des Baues gar nicht berührt, auf alle ähnliche ohne Weiteres übertragen werden konnte. Im Alterthum aber sind die Namen keine Phrasen, sondern Bezeichnungen der Dinge nach ihrer Eigenthümlichkeit. So tritt

auch dieser Name, der stets als Substantivum gebraucht wird, gleich anfangs als terminus technicus auf, ist also nicht in Rom erst mit Cato's Bau entstanden, sondern aus seiner Heimath, aus Griechenland oder griechischen Landen mit dem Plan und Entwurf des Gebäudes eingewandert. Eine Uebersetzung aber durch das Lateinische regia wird wohl absichtlich gemieden, um dem alten gleichfalls am Forum belegenen Königshause des Numa, der hochheiligen regia, auch nicht einmal zum Scheine eine junge Nebenbuhlerin zur Seite zu stellen. Und nur einmal hat ein Dichter der Kaiserzeit *) die basilica Aemilia regia Pauli zu nennen gewagt. Wer aber daran Anstoß nimmt, daß der eingefleischte Römer Cato die griechische Bauweise in Rom eingeführt haben soll, mag sich erinnern, daß derselbe noch im Alter griechisch lernte und sich griechischer Vorbilder bei seinen Schriften bediente. Wenn nun die griechische Ableitung unabweisbar scheint, so ist doch insofern vielleicht eine Vermittlung eingetreten, daß die Römer nicht direct aus Griechenland, sondern aus den hellenisirten Reichen der Diadochen, mit denen sie frühzeitig in Berührung kamen, an den im Gegensatz der öffentlichen Porticus bedeckten Hallen der Königspaläste Vorbild und Namen ihrer Basiliken gewannen *). Jedenfalls aber erklärt erst die Uebertragung von einem ausländischen Muster hier genügend die auffällige Benennung. Der gemeinsame Zweck kaufmännischen Verkehrs und bürgerlicher Rechtspflege bedingte die Einrichtung dieser Gebäude. Sie bestanden demgemäß aus zwei Haupttheilen, aus dem Raum für das Publicum, der eine oblonge Grundfläche hatte, und einem damit zusammenhängenden halbkreisförmigen als Gerichtsstätte. Die Größe und Verbindungsweise dieser nothwendigen Theile konnte natürlich wechseln und es ist eine übertriebene Forderung, wenn man von einer Bauweise, die sich über das ganze römische Reich verbreitete und Jahrhunderte lang geübt ward, überall dieselben Verhältnisse und Dimensionen verlangt und auf seltenen Abweichungen die Differenz der christlichen Kirchen begründet. Hier aber handelt es sich zunächst nur um das Typische, beiden Gemeinsame, auf welcher Grundlage später ihre Verschiedenheit zu erkennen ist. Dahin gehört bei allen entwickelten Bauten dieser Art und zwar denen des kaiserlichen Rom, denn nur diese können einen Maßstab für die christlichen Kirchen abgeben, die Umschließung der ganzen Räumlichkeit durch Mauern, die Theilung des oblongen Raumes durch Säulenstellungen in ein breiteres Mittelschiff und schmalere Seitenschiffe, der Eingang auf der einen Schmalseite des Gebäudes und ihm gegenüber an der andern der halbrunde Ausbau (Apfiss, Concha). Alles

Weitere ergibt sich aus dem bei der structiven Verbindung eines Bauwerks für die ganze Anordnung und Gliederung wichtigen Elemente der Deckung. Die Räume der Basilika hatten eine solche und zwar der oblonge Raum eine flache, der Ausbau eine Kuppeldecke. Daraus folgte zum Zweck der Beleuchtung, daß sowohl die Wände der Seitenschiffe von Fenstern durchbrochen wurden, als auch, daß über die Architrave, welche die Säulenreihen des Mittelschiffs verbanden, wiederum Säulen und über ihnen Wandflächen mit Fenstern gesetzt wurden, um auch dem Mittelraum von obenher Licht zu schaffen. Auf ihnen ruhte die Deckung und zwar eine dreifache, indem sich über den Seitenschiffen Gallerien befanden, aus denen man sowohl in das Mittelschiff als die Gerichtsstätte blicken konnte. Während der oblonge Raum zu ebner Erde zu sein pflegte, war die Gerichtsstätte, das Tribunal, erhöht und durch Stufen mit ihm verbunden, um die gerichtliche Verhandlung sichtbar zu machen, gleichwie die Kreisform derselben afustischen Zwecken diente. Trotz der Mannigfaltigkeit ihrer Theile und deren verschiedener Bestimmung gewährten diese Bauten doch ein wohlgefügtcs Ganze und eine befriedigende Einheit. Die erhöhte Nische des Tribunals zeigte sich gleich beim Eintritt als die Spitze des Ganzen, die perspectivische Bewegung, in welche das Auge durch die Säulenreihen eingeführt wird, leitet dasselbe an den dazwischenliegenden Räumen vorüber und findet in der runden Nische ihre Beruhigung.

So ist es zunächst zwar der Standpunkt der Zweckmäßigkeit, welcher in dieser Kunst der ruhenden Ordnung, wo nichts ohne Zweck sein darf, das Gefühl des Schönen vorbereitet, aber wie es schon für jeden Zweck mehre Mittel giebt und vollends die Verbindung mehrerer noch größere Freiheit bedingt, so liegt der letzte Zweck dieser Kunst außerhalb jener Sphäre im Gebiete der Schönheit und Freiheit. Als das Christenthum im römischen Reiche nach wechselvollem Schicksal dauernde Geltung und Freiheit gewann, hatte es sich für seine Gotteshäuser bereits der vom Alterthum gegebenen Formen bemächtigt. Im Orient wurden die verbreiteten Rundtempel die Vorbilder der christlichen Kuppelbauten, im Abendlande finden wir für die ältesten Kirchen Namen und Gestalt der römischen Basilika wieder. Es blieb nämlich hier die ursprüngliche, oblonge Grundform, die Dreitheilung im Innern, der Abschluß durch eine halbrunde oder vier- oder vielseitige Apfis. Die Differenzen entstanden durch die veränderte Art der Bedachung. Die auf dem geradlinigen Gebälk der Säulen emporgesführten Mauern des Mittelschiffs,

wenn auch von Fenstern durchbrochen, lasteten zu schwer. Man half diesem Drucke dadurch ab, daß man statt der horizontalen Architrave Bögen von Säule zu Säule führte, daß man statt der Säulen stärkere Pfeiler eintraten ließ, oder Säulen und Pfeiler sinnreich mit einander verband. Das nun häufiger erscheinende Querschiff, welches strenger den dreitheiligen Raum der Gemeinde von dem erhöhten, der Geistlichkeit und heiliger Handlung vorbehaltenen Altarchor scheid und indem es der Grundfläche die geheiligte Form des Kreuzes verlieh, zugleich der über der Vierung sich erhebenden Kuppel oder dem Thurme eine feste Stelle anwies, kann aber nicht als ein wesentlicher Unterschied betrachtet werden, weil es theils nicht allen christlichen Basiliken gemeinsam ist, theils schon in der basilica Ulpia oder Aemilia auf dem capitolinischen Plane und der von dem Dictator Cäsar zu Antiochia gegründeten sich vorgebildet zeigt. Mit allen diesen Modificationen bestand noch die flache Deckung. Von der Einführung und consequenten Anwendung des Bogens gelangte man aber zum Gewölbe, das die viereckigen Pfeilerstützen nach allen Seiten hin verband, die lastenden Wände kürzte und elastisch auseinander spannte, freilich aber auch massivere Pfeiler bedingte und Strebpfeiler an den Außenwänden. Diese im elften und zwölften Jahrhundert herrschende Bauweise nennt man wegen der principiellen Anwendung des Bogenelements den Rundbogenstil, oder wegen seiner Pflege bei den romanischen Stämmen den romanischen, oder nach dem Ausgangspunkt dieser Richtung, namentlich wenn sich mit ihr der Kuppelbau verbindet, den byzantinischen Stil. Von ihm schritt man bei den germanischen Stämmen im dreizehnten Jahrhundert fort zum Spitzbogenstil, dessen Element, den spitzen Bogen, man schon früher wohl nach dem Vorgange der Araber in Sicilien bei der flachgedeckten Basilika angewandt hatte. Indem man ihn überall in der gewölbten Eintreten ließ, schuf man ein reicheres, dem vegetativen Organismus ähnliches Leben, indem aus den gegliederten Pfeilern eine Springsflut strebender Curven empor schoß und in der Bewegung paralleler Gegensätze ihren nothwendigen und doch scheinbar freien Abschluß fand. Das einfache Gesetz des Tragens und Lastens war dadurch bis zu einer dem Alterthum unbekanntem Freiheit vergeistigt, indem statt horizontaler und verticaler Flächen überall die mannichfachen Segmente der Wölbung, statt der massiven Wände die in die Rippen und Strahlen der Pfeiler eingespannten Rappen sich zeigten und die an die ruhende Ordnung gebundene Kunst über ihr Grundgesetz erhoben schien, da sich mit diesen Mitteln jedes beliebige Planschema über-

decken, jede bauliche Spannweite und Höhe erreichen ließ. Wer diese Entwicklung der Architektur in ihren größten Monumenten mit dem unscheinbaren Original der alten Basilika vergleicht, wird beide auf den ersten Blick vielleicht nicht einmal für zusammengehörig ansehen, und doch läßt sich der historische Faden dazwischen streng verfolgen. Es ist nur das architektonische Netz einer neuen Zeit über den alten Grund gespannt, gewebt aus Elementen, welche vereinzelt schon das graue Alterthum kannte, aber verwendet nach neuen Normen. Es sind die Gegensätze des Alterthums und Mittelalters überhaupt, die hier hervortreten, dort das strenge Maß, das seines Gesetzes sich bewußt ist, hier das unermessliche Sehnen, die romantische Sentimentalität, dort Harmonie des Außern, hier die vollendete Innerlichkeit und ihr Reflex im Außern, dort das Schöne und Zweckmäßige der Architektur vereint, hier die Freiheit und Kühnheit einer neuen Culturepoche junger Völker, selbstgefällig im Streben und Ueberbieten ihrer Kräfte.

Aber einen so entschiedenen Gang der Entwicklung, als ich ihn eben zu zeichnen versuchte, hat die christliche Baukunst, wenigstens in ihren Anfängen, nicht verfolgt. Wenn sie auch allmählig die Form der Basilika bevorzugte, hat sie doch daneben auch heidnische Tempel sich anzueignen nicht verschmäht. In Rom allein sollen 39 Kirchen auf alten Tempeln erbaut sein, eine Angabe, die um so weniger Mißtrauen verdient, als ihr Gewährsmann ein katholischer Schriftsteller ist¹¹⁾, dem es darauf ankam, die protestantischer Seits wegen solcher Accommodation erhobenen Vorwürfe zu entkräften. Namen, wie Maria sopra Minerva, und S. Andrea in barbara patricia, S. Martina in tribus fatis sagen es uns zum Ueberfluß selbst, und noch heute hat die armenische Kirche Maria Egiziaca, hat das Pantheon, 608 zur christlichen Kirche geweiht, die alte Tempelform bewahrt. In derselben Stadt erscheinen aber auch christliche Neubauten in Form von Rundtempeln, wie S. Costanza und S. Stefano rotondo. Es giebt sich also mehre Jahrhunderte lang kein entschiedener kirchlicher Typus kund, sondern ein Schwanken zwischen den gegebenen Formen, aus dem sich aber die Gründe für das Vertauschen der alten Tempel mit dem Basilikenstil erkennen lassen. Diese Gründe liegen sowohl auf der Seite des Heidenthums wie des Christenthums. Die christliche Religion war lange eine unterdrückte, verfolgte, höchstens geduldete, welche sich vor ihren Feinden in die Stille der Häuser und das Dunkel der Kataomben flüchten mußte. Als sie endlich an das Licht der Oeffentlichkeit treten durfte, war sie sich zwar des Gegensatzes zum Heidenthum bewußt, hatte aber auch ihren Cultus noch nicht zu festen

Formen ausgebildet. Die heidnischen Tempel wurden theils verlassen, theils im Kampf vernichtet, und die erhaltenen theils als verhasste Stätten gemieden, theils zum Zeichen des Sieges, oder aus Connivenz und Accommodation, oder aus Mangel und Noth mit geringer Modification in christliche Gotteshäuser verwandelt. Aber sie genügten den sich entwickelnden Bedürfnissen des Cultus nicht und erweisen sich, wo sie bestehen, noch heute als unpraktisch. Denn die Tempel des Alterthums, ursprünglich nur schützende Stätten für das Götterbild und daher von mäßiger Ausdehnung, waren nicht Versammlungsorte der Gemeinde, sondern ihr Inneres als ein unnahbares Heiligthum nur den Priestern zugänglich, und gerade die größten, wie das Parthenon und der olympische Zeustempel, von Weibgeschenken angefüllt nur an wenigen Tagen des Jahres geöffnet. Der Altar stand nicht in ihnen, sondern vor dem Eingange im geräumigen Vorhof, der die Menge aufzunehmen bestimmt war, welcher der Tempel in der Würde und Schönheit seines Aeußeren die Götterwohnung ankündigen sollte. Daß solche Bauten dem christlichen Cultus nicht genügten, ist einleuchtend; dagegen konnte keine Bauform des Alterthums seinen Anforderungen besser entsprechen, als die Basilika. Gegen die Außenwelt durch Mauern abgeschlossen, bot sie größere, bereits zu Versammlungen bestimmte Räume dar, im Innern gewährte die erhöhte Apfis dem Altar eine würdige Stätte und der Geistlichkeit einen gesonderten Sitz, während die Schiffe des Langhauses die Scheidung der Geschlechter begünstigten, ja selbst der Name dieser Königshäuser ließ sich mit der christlichen Anschauung vereinigen. So hatte das Alterthum, dessen Zustände gereift waren für die Aufnahme des neuen Glaubens, ihm auch mit seinen baulichen Formen gewissermaßen vorgearbeitet.

Wenn es nun sicher ist, daß ein Theil der ältesten christlichen Kirchenbauten, von denen wir mehr durch Tradition als durch Anschauung wissen, die Form der römischen Basilika hatte und das ganze Mittelalter auf dieser Grundlage weiterbaute, so ist damit freilich noch nicht bewiesen, daß das Christenthum diese seinen Bedürfnissen und Tendenzen entsprechende Bauform von dem Alterthum herübernahm, sondern es entsteht noch die Frage, ob es dieselbe selbstständig und organisch aus sich erschuf oder abhängig bloß nachahmte und anwandte? Diejenigen, welche im falschen Eifer für die Ehre des Christenthums zu sorgen Alles in ihm originell und ursprünglich haben möchten, werden freilich, da sie die Uebereinstimmung der heidnischen und christlichen Basilika nicht wegzuräumen vermögen —

denn den von Zestermann aufgestellten Unterschied beider, den Mangel der Apfels bei den alten, hat Urlichs¹²⁾ beseitigt — sie werden diese Uebereinstimmung für eine zufällige erklären und es lieber unerklärt lassen, wie es gekommen, daß die Zwecke des christlichen Cultus und des antiken Markt- und Gerichtverkehrs sich durch dieselben baulichen Formen befriedigten, als aller vernünftigen Analogie gemäß hier einen natürlichen Zusammenhang zuzugeben. Aber sie werden damit bei der Wissenschaft wohl ebensowenig Anflug finden, als jene hartnäckigen Verfechter hellenischer Originalität gegenüber den Anhängern des orientalischen Einflusses. Denn so wenig es unerhört ist, daß derselbe Gedanke in der Weltgeschichte sich mehrmals in denselben Formen verkörpert, ebensowenig ist es möglich, daß das Nebeneinanderbestehende nicht auch auf einander einwirke. Das Gegentheil annehmen, hieße die Bedeutung des Wirklichen läugnen, hieße die Continuität der Geschichte, die Natur des Geschehens aufheben, welche nichts anders ist, als die fortwährende Kette von Ursachen und Wirkungen, die selbst wieder Ursachen werden. Eine rationelle ebensowohl wie religiöse Weltanschauung muß zu dem Glauben führen, daß in dem großen Entwicklungsgange der Menschheit nichts verloren gehe, daß auch die verfallene Cultur nicht die Mutter der Barbarei, sondern der fruchtbare Humus neuen Lebens werde. Glücklicherweise aber sind wir bei der vorliegenden Frage nicht bloß auf diese allgemeine Argumentation angewiesen. Wir müssen sie nur nicht als eine isolirte Einzelheit, sondern als ein integrirendes Glied des großen Schauspiels betrachten, welches uns die Auflösung des Heidenthums in das Christenthum darstellt. Da finden wir denn, wenn wir nur sehen wollen, daß ein Einfluß der antiken Formen auf die Anfänge des Christenthums überhaupt stattfindet, wir finden das Gebiet, welchem die christlichen Kirchenbauten angehören, die christliche Kunst, bis in das achte Jahrhundert hin erfüllt von heidnischen Motiven und Elementen. Die Beweise dafür enthält Piper's christliche Mythologie und Symbolik, die sich die Aufgabe gestellt hat, die antiken Fäden nachzuweisen, welche in das Gewebe christlicher Kunstthätigkeit verflochten sind. Was dort für die bildenden Künste der Malerei und Plastik geleistet ist, das ist für die Architektur in gleicher Weise noch nicht gewonnen und nur ein Theil dieser Leistung wird von der angeregten Frage ausgefüllt¹³⁾. Wenn nun in bildlicher Darstellung noch Gestalten der alten Götter- und Heroenwelt auf christlichen Denkmalen erscheinen, wenn in ihr Gewand und ihre Attribute biblische Stoffe und Personen sich kleiden, wenn diese Stoffe neben jenen

verhältnißmäßig erst spät auftreten und erst allmählig sich von jenen Zuthaten scheiden, was hat es Unwahrscheinliches, oder vielmehr, war es nicht nothwendig, daß auch die Baukunst, eine vielweniger freie Kunst, an der jene beiden Künste zur Erscheinung kommen, bei dem heidnischen Alterthum in die Lehre ging, zumal wenn sie dort was sie brauchte vorfand, und in einer Vollendung vorfand, daß ihr während ihrer ganzen Periode der Selbstständigkeit doch nur eine Erweiterung jener Grundlagen gelungen ist? Dazu vergegenwärtige man sich noch die besonderen Umstände, denen die Architektur mehr als jene individuellen Künste unterliegt. Ein neuer Baustil ist nicht die Arbeit eines Individuums, ist nicht das Resultat eines glücklichen Augenblicks, sondern die Schöpfung einer ganzen Nation und einer ganzen Zeitrichtung. Die Architektur bedarf der Deffentlichkeit und Freiheit zu ihrer selbstständigen Entwicklung, denn sie ist nichts als der aus den Steinen redende Geist eines Volkes, welcher nichts verschweigen darf, ohne sich untreu zu werden. Während dem ältesten Christenthum diese Bedingungen zu einem eigenen Baustil fehlten, stand es inmitten des heidnischen Staats und umgeben von den vollendeten Formen der alten Kunst. Daher erscheinen die Anfänge seiner Baukunst als ein Ringen und Suchen nach dem entsprechenden Typus. Weit entfernt davon, eine Nation zu umfassen, zählte der christliche Glaube seine Befenner unter vielen Völkern, und so treten seine Gotteshäuser nach Ländern und Zeiten geschieden, aber auch an demselben Orte zu gleicher Zeit in verschiedenen Formen auf. Wäre die Basilika der ursprüngliche und aus dem Christenthum selbst entsprungene bauliche Typus gewesen, wie läßt es sich damit vereinigen, daß auch die peristylen und die Rundtempel des Alterthums zu Gotteshäusern wurden und daß die christliche Kunst neben der Basilika auch Kuppel- und Centralbauten errichtete und beide mit einander verband? Wie der Rundbogen- und der Spizbogenstil mit Recht auch der romanische und germanische heißen, so giebt sich auch in jenen Erscheinungen vielmehr ein Einfluß der Rationalität und Sitte auf die Baukunst, als des Christenthums auf beide zu erkennen. Daraus kann nur der Unverstand einen Vorwurf für das Christenthum ableiten wollen. Wie sich dieses frei von nationaler Begrenzung zu allen Völkern verbreitete, so bewährte es auch den unversalfen Charakter einer Weltreligion dadurch, daß es nicht gebunden an das Aeußere, unter allen Formen sein Wesen zu bewahren, alle Formen mit seinem Inhalte zu erfüllen verstand. Das vorausgesetzte Verhältniß der christlichen Architektur zu der antiken ist somit ein natürliches und erklärliches, denn

es beruht auf der Eigenthümlichkeit dieser Kunst und steht im Einklange mit historischen Thatsachen. Es ist derselbe Fall wie mit der griechischen Kunst, deren Zusammenhang mit der ägyptischen und orientalischen immer mehr zu Tage tritt, die dadurch immer verständlicher wird, deren Werthschätzung dadurch nur gewinnen kann, denn das Unbegreifliche verleiht keinem Dinge Werth, außer etwa in den Augen derer, die nur staunen wollen! In dem von uns eingeschlagenen Beweisgange aber ist zum Abschluß noch zweierlei nöthig. Es wäre auffallend, wenn sich nicht nachweisen ließe, daß in ältester Zeit nicht bloß alte Tempel zu christlichen wurden, sondern daß auch heidnische Basiliken in christliche übergingen und wenn nicht an der christlichen Basilika Spuren ihrer früheren Bestimmung haften und auf ihren antiken Ursprung zurückwiesen. Eben so wenig jedoch wie alle heidnischen Tempel christliche Kirchen wurden, läßt sich verlangen, daß alle Basiliken des Alterthums in christliche sich verwandelten und zwar dieses noch weniger als jenes, schon deshalb, weil die Zahl der Basiliken geringer war als die der Tempel. Ferner blieben sie auch nach dem Falle des Heidenthums als Räume des Verkehrs und des Gerichts im Gebrauch. Aber wo die Städte verödeten und die Mittel zu Neubauten fehlten, läßt sich ihre Verwandlung in christliche voraussetzen. Wohin anders als nach Rom soll man blicken, um dafür Belege zu finden? Dort an der östlichen Langseite des Forums, wo die republicanischen Basiliken standen, an die sich die prächtigen Fora und Basiliken der Kaiser anreihen, nimmt die Kirche S. Adriano wenigstens die Stelle der alten bas. Aemilia ein. Sicherer aber, trotz aller Einreden, ist es, daß die benachbarte unter dem Namen des Friedenstempels bekannte Ruine eine Basilika des heidnischen Magentius ist, von Konstantin beendet und später zur christlichen Kirche geweiht. Ebenso wird berichtet, daß derselbe Kaiser den Christen die alte bas. Siciniana¹⁴⁾ übergab, wo sich später die stattliche Maria maggiore erhob. Die Kirche S. Croce in Gerasusalemme, auch basilica Sessoriana genannt, ist wahrscheinlich aus einem alten Gerichtssaal entstanden, und endlich scheint auch die zu Trier wiedererkannte Basilika kirchlichem Gebrauch gedient zu haben¹⁵⁾. Aber selbst wenn alle diese Beispiele so unsicher wären, als sie gewöhnlich bei der mangelhaften Tradition erscheinen, würden die christlichen Basiliken ihre Abstammung von den alten ausweisen. Denn für den erhöhten Altarchor wird der seiner ursprünglichen Bestimmung entsprechende Name des Tribunals fortgepflanzt, und der Raum unter dieser Erhöhung, aus dem sich die Krypten oder Grufkirchen entwickeln,

gewöhnlich auf eine Reminiscenz an die Katafomben und die unter den Altären bestatteten Märtyrer zurückgeführt, hat schon in der Basilika zu Pompeji¹⁶⁾ sein Vorbild und scheint ursprünglich als Gewahrjam der zu Verhörenden oder Verurtheilten gedient zu haben.

Das Resultat unserer Betrachtung, die Abhängigkeit der christlichen Basilika und der aus ihr entwickelten Baustile von der des Alterthums, hat nicht nur den Werth einer kunstgeschichtlichen Thatsache, sondern gewinnt auch praktische Bedeutung in der vielbesprochenen Frage nach dem Kirchenbaustil der Gegenwart. Es ist ein schlechter Trost, wenn man sich wegen des Mangels eines solchen von der Geschichte antworten läßt, man solle nur das endliche Ziel der Bewegungen, welche die Geister der neueren Zeit erfüllen, abwarten; die Form werde sich dann schon von selber finden¹⁷⁾. Wie die Völker was sie zu thun und zu lassen haben, am besten aus der Weltgeschichte lernen können, so weist auch die Kunstgeschichte den Künsten ihre Entwicklung an. Hat der christliche Kirchenbau seine Grundlagen im Alterthum, so kann ein neuer unsrer Zeit entsprechender Baustil nur eine Regeneration, eine Wiedergeburt des alten sein. Das verlegene Suchen nach einem solchen sagt uns deutlich, daß auch der gothische Stil, in dem der romantische Idealismus des Mittelalters seinen Ausdruck fand, unsrer Zeit nicht mehr genügt. Und diese Abneigung ist eine vollkommen berechtigte. So hoch auch die gothischen Dome zum Himmel emporstreben und Blick und Herz mit sich erheben, wir können darin weder das specifisch Christliche noch das wahrhaft Schöne finden. Denn warum sollte der Kuppelbau der Sophia zu Konstantinopel, warum das flache Säulenhäus der Basilika S Paolo bei Rom, die doch dem Ursprunge des Christenthums noch näher stehen, weniger christlich sein¹⁸⁾? Das einseitige Aufstreben aber verticaler Linien verletzt das Grundgesetz architektonischer Schönheit, die in dem harmonischen Wechsel tragender und getragener Glieder und ihrer geometrischen Lineamente besteht. Wollen wir auch nicht mit Göthe¹⁹⁾ den Mailänder Dom ein marmornes Ungeheuer nennen, so liegt doch dieser Benennung die ganz richtige Ansicht zu Grunde, daß ein Werk der Baukunst nicht hinter der Unendlichkeit vegetabilier Ornamentik verschwinden darf, und daß eine Kirche, deren Dach man besteigen muß, um einen Theil ihrer Wunder zu schauen, ihre Aufgabe überschritten hat. Es ist derselbe dem Mittelalter eigene, aber in der Architektur unschöne Zug zu dem Unermesslichen, wenn die weitgespannten Kuppeln der Ravennatischen Bauten dadurch ermöglicht wurden, daß man statt der soliden Baustücke hohle

Gefäße zu Hilfe nahm. Die Architektur besitzt schon in ihrem Material einfache und unverlegliche Grundgesetze. Auch sind diese Mängel nicht erst heute empfunden worden, man hat ihnen nicht erst jetzt abzuwehren gesucht. Dieselben Wahrnehmungen führten schon im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts von Italien her, wo der Sinn für die antike Kunst sich neu belebte, zu dem über religiöse und nationale Einflüsse sich erhebenden Renaissancestil²⁰⁾. Was damals unvollkommen zu Stande kam, eine Ausöhnung zwischen den Ansprüchen künstlerischer Form und religiösen Inhalts, das wird ein neuer Kirchenbaustil durch das Verschmelzen der antiken Grundlagen mit den Grundideen des Christenthums zu vollbringen haben. Das Alterthum hat uns seine reiche Formenwelt hinterlassen, es hat aber die Disharmonie zwischen dem Innern und Aeußern in der Architektur noch nicht gelöst, und hier liegt das Problem, welches der christlichen Baukunst vorbehalten bleibt.

L. Mercklin.

¹⁾ Ueber den Einfluß des Orients auf das griechische Alterthum. Rede am Krönungstage. Dorpat, 1851.

²⁾ Preller b. Pauly Realenc. Bd. 5. S. 336.

³⁾ Kreuser, d. christl. Kirchenbau. Bonn, 1851. S. 26, fg. Auch der neueste Schriftsteller über diesen Gegenstand, Weingärtner, (Ursprung und Entwicklung des christlichen Kirchengebäudes, Leipzig, 1858) stimmt mit Zestermann in der Verneinung des Ursprungs der christlichen Basilika aus dem gleichnamigen antiken Gebäude überein, leitet aber „eine gewisse äußere Aehnlichkeit beider“ (S. 23, fg) ganz anders ab. Da nämlich die gottesdienstlichen Versammlungen der Christen anfangs im Privathause stattfanden, läßt er die altchristlichen Kirchen aus den ägyptischen Sälen, deren Aehnlichkeit mit den Basiliken Vitruv VI., 3, 9 ausspricht, hervorgehen und giebt für eine kurze Zeit auch den Einfluß des jüdischen Tempels zu. Wenn nun die öffentlichen für Handel und Gericht bestimmten Basiliken in ihrer Construction den Sälen des Privathauses glichen, ohne daß diese ihren Namen trugen, behält es immer noch größere Wahrscheinlichkeit, daß die Christen, als sie öffentliche Versammlungsorter bauten, auch die ihren Zwecken entsprechenden bereits vorhandenen öffentlichen Basiliken als Muster ansahen und zugleich deren Namen recipirten, als jene Privatsäle nachahmten und einen ihnen fremden Namen auf sie übertrugen.

⁴⁾ Kugler, Hdbch. d. Kunstgesch. 2te Aufl. S. 898. — F. v. Quast, Ueber Form, Einrichtung und Ausschmückung der ältesten christlichen Kirchen, in der Evangelischen Kirchenztg. 1853. n. 21–23. Sonderabdruck. Berlin, 1853.

⁵⁾ Leere Einwände bei Zestermann S. 32.

⁶⁾ VI. 24. cf. VII, 22. Curtius über d. Märkte hellen. Städte in d. archäol. Jtg. 1848. n. 19. p. 295.

⁷⁾ Paus. X. 5, 1.

¹⁾ Jestermann a. a. D. S. 112.

²⁾ Stat. Silv. I, 1, 29.

¹⁰⁾ Gersdorff's Repertor. 1847. Bd. 19. S. 431. R. F. Herrmann in Gött. G. A. 1849. S. 1607.

¹¹⁾ Marangoni, Delle cose gentilesche e profane trasportate ad uso e ad ornamento delle chiese. Roma, 1744. p. 256—268.

¹²⁾ Die Apfs der alten Basiliken. Greifswald, 1847. Dagegen Jestermann in Gersdorff's Repertor. VI. Bd. 2. (1848) S. 27—33.

¹³⁾ Die größere Hälfte der oben genannten Schrift von Weingärtner (S. 58—137) sucht den Einfluß des griechisch-römischen Cultus auf den der altchristlichen Kirche an zahlreichen Einzelheiten nachzuweisen und so verdienstlich dieser Beitrag ist, wird durch denselben doch weder die Ansicht des Brfs. von dem Ursprunge des christlichen Kirchengebäudes aus dem antiken Privathause wesentlich unterstützt, noch die hier vertretene geschmälert.

¹⁴⁾ Ulrichs, a. a. D. S. 17.

¹⁵⁾ Kinkel, Gesch. d. bild. Künste. Bonn, 1845. S. 59.

¹⁶⁾ Wadernagel, Pompeji. Kinkel, S. 56.

¹⁷⁾ Kugler, Vorlesung über die Systeme des Kirchenbaues. 2te Aufl. Berlin, 1852. S. 3.

¹⁸⁾ Bötticher, Lektion der Hellenen. Bd. 1. Excurs. S. 16. A. 2.

¹⁹⁾ Nachgel. Werke. Bd. 31. S. 28.

²⁰⁾ Ulrich, über den Gegensatz der antiken, mittelalterlichen und neueren Kunst in Allg. Monatschr. W. u. B. Halle 1852. S. 507 fg.

Die Physiologie der russischen Droschke.

(Eine baltische Humoreske.)

Unsere echte kleine russische Droschke fährt so zu sagen ihrem Untergange entgegen. Schon ist sie so in der öffentlichen Meinung gesunken, daß z. B. eine Dame sich lieber von unten auf rädern lassen als sie besteigen würde. Eine Menge von andern modern-übermüthigen und eleganten Equipagen haben sie überall überflügelt und in Schatten gestellt. Man zählt sie den Todten zu oder den aussterbenden Erscheinungen, die wie Auerochsen, Dodos, Zukagiren u. a. durch ihr herandrängendes Ende noch einmal die Aufmerksamkeit der Beobachter auf sich ziehn.

Die russische Droschke ist eine schmale und längliche Erscheinung, die offenbar zum Reiten eingerichtet ist und viel mehr einem phantastischen Geschöpf gleicht als einer bürgerlichen Equipage. Eine langjährige vertrautere Bekanntschaft mit ihr giebt mir das Recht nach Augenmaß zu behaupten, daß der Sitz drei Fuß lang und einen Fuß breit ist und constant die Höhe von drei Fuß erreicht. Sie zeigt zu beiden Seiten zwei eiserne Tritte von dem Flächenraum eines Quartbandes. Von diesem Tritte steigen zum Sitze schräge Flächen empor, Saffenka genannt, gleichsam die Flanken des eisernen Reitpferdes. Nach vorn und nach hinten aber steigen vom Tritt aus zwei schwarzpolirte, oft mit Silber eingekantete glänzende und gefällig gebogene Bretter, Flügel — Krülü genannt — hinauf, biegen sich etwas über die Räder weg und enden stumpfrund.

Sie bilden eine höchst nothwendige Schutzwehr gegen den Schmutz, der von den rollenden Rädern emporgeschleudert, ein fortdauerndes Kleingewehrfeuer gegen diese Flügel unterhält. Man hat hauptsächlich dieser 4 Flügel wegen die russische Droschke mit jenem pugigen schwarzblauen, auf allen Landstraßen und Pferdewiesen sich redlich nährenden Käfer verglichen, *scarabaeus stercorarius*, der eben Flügel und Flügeldecken auspreizt und — davonbrummt.

Dieser Vergleich ist aber mehr poetisch als tief; richtiger kann die Droschke mit einem Sattel verglichen werden, der mittelst Riemen und vier C-förmiger eiserner Federn-Ressorts — *Lessorü* — auf einem vierradrigen eisernen Untergestell schwebt. So definiert und als eine höhere Entwicklung des Sattels betrachtet, steht die Droschke, hier lange Droschke genannt, und in Moskau aus mir unbekanntem Gründen *Kalibernaja* — unter allem Gefährt einzig da; denn die sogenannte runde Droschke, die *Lineika* oder *Proliodka*, eine Erfindung der Neuzeit, hat ihr nur die Flügel abgeborgt und ist wenn einstufig — *Egoistka* — nur ein schwebender und fahrender Stuhl, wenn aber zweistufig, ein kleines *Sopha* und im Grunde nichts weiter als eine verdecklose kleine Kalesche und somit eine jüngere Cousine sämmtlicher rein europäischer Kutschen, Wagen, Kaleschen, Gigs, Phaëtons, *Corricolos*, *Diligencen*, *Berlinen*, *Stuhl-* und *Korbwagen*, *Troschken* und „langen Bürste“. In der That sind alle Fuhrwerke Europas durch die Bank nur Variationen des nämlichen Themas, nämlich des — *Stuhls*. Man möge alle möglichen *Carriolen*, *Dresinen* und *Schlitten* in Gedanken durchgehen: sie sind alle auf den Stuhl zurückzuführen, vielleicht mit Ausnahme eines einzigen Fuhrwerks, das ich das „fahrende Seil“ nennen möchte und dessen Bekanntschaft ich das Unglück hatte, in Finnland zu machen. Es war vor vielen Jahren in der alten *Gästgivarvärd* (*Gastgeberei, Station*) bei *Imatra*, der berühmten *Strompresse*. Alle *Postequipagen*, *Rospuffen*, *Katkas*, *Tarataikas* und *Britschken* waren fort und ich wünschte doch sogleich befördert zu werden. Der *Stationshalter*, der schon seit 3 Jahren am *Säuserwahnstinn* litt, aber gerade einen lichtvollen Moment hatte, sagte mir mit *patriarchalisch-vorhomerischer Einfalt* und *Goethescher Ruhe*, es wäre (*quelle chance!*) noch eine *Borderasche* vorhanden, die er zu meiner *Disposition* stellte.

Aus dem Titelblatt des *Freimüthigen*, jenes *Kogebueschen Blattes* für die elegante Welt, wußte ich zwar, daß geflügelte Genien auf Achsen *barancirend* mit geflügelten Greifen ganz gut *kutschiren* können, in der *Wirt-*

lichkeit glaubte ich aber nie einem so fabelhaften Fuhrwerk je zu begegnen. Der Merkwürdigkeit wegen ging ich auf den Vorschlag ein und in einem Nu war die Achse mit einem Pferde bespannt und mit zwei horizontalen und zwei verticalen Pflocken versehen, die mit Stricken verbunden wurden und sowohl Platz für mein Gepäck wie für mich selbst und einen Postknecht darboten. Auf einem Strick, einem gespannten Seil eine ganze Station lang Finnlands Naturschönheiten zu bewundern wurde mir zugemuthet! Ja der Postknecht gab mir mit vollkommener Heiterkeit und Unbefangenheit das Zeichen, mich zu ihm auf den Strick zu setzen. In dieser Position, die vielleicht Seiltänzern, Affen mit einem Wickelschwanz, erfahrenen Matrosen, Kakadus, nasser Wäsche und Finnen bequem erscheinen mag, fuhr ich wirklich — oder besser gesagt, ich wurde von Imatra bis Bentilä, 22 Werst weit gegen eine Vergütung von 140 Kop. Bco. geschunden, von unten auf gerädert und gehängt.

Ich kam indeß glücklich mit dem Leben davon und gelangte nach Rußland, diesem sechsten Welttheil, wo mir denn auch gleich drei neue Ideen im Fuhrwesen entgegenkamen. Diese drei waren: die Telegge, eine mit Rädern versehene Wiege, der Tarantass, die asiatische Sänfte auf Rädern — ein auf elastischen Holzstangen schwebendes Bett, und die Droschke — der fahrende Sattel. Alle drei Erfindungen weisen nach Asien hin, wo man gern liegt und reitet, aber nie sitzt. Während nun der europäische Stuhl, wie oben gezeigt, tausenderlei Formen annehmen kann, steht die russische Droschke einsam und einzig in ihrer Art da und bildet wie das Pferd, das sie zieht, eine ganze Classe für sich. Naturforscher werden mir freilich hier Halt! zurufen und sagen: der Esel rangirt ja auch unter die Einhufer! Aber dagegen kann ich als Pendant des Esels die kleine livländische zweirädrige Träberdroschke anführen, die sich zur russischen Droschke verhält, wie der kleine asinus zum Pferde. Ja selbst die Bergleiche mit Maulthier und Maulesel finden sich wieder in der großen und kleinen vierrädrigen Jagddroschke. Weitere Variationen auf den fahrenden Sattel kenne ich nicht und halte diese Classe damit für erschöpft.

Mit der Erfindung der Droschke, dieses höchstpotenzirten Sattels, war eine Reihe von Erscheinungen abgeschlossen. Die Erfindung war in ihrer Art vollkommen und daher unverbesserlich. Dies ist mit dem Stuhl nicht der Fall, der eben so der mannigfaltigsten Ausbildung wie der Verbildung unterworfen erscheint. Als Beweis für letztere führe ich jene abscheulichen Fuhrwerke an, die man bedeckte Linien gekauft hatte; das

Publicum aber zog es vor, sie Affenkasten zu nennen. Wahrscheinlich sind sie bereits ausgestorben; zuletzt sahen wir sie auf der Chaussee zwischen Gatschina und dem Eisenbahnhof von Zarskoje einherhumpeln, watscheln und stolpern. Es waren bedeckte Fuhrwerke mit staubigen, fleisledernen, einäugigen Vorhängen von allen vier Seiten umhängt. Man konnte sie von allen Seiten besteigen, es waren eigentlich vier mit dem Rücken aneinander gewachsene Sophas. Die fahrende Gesellschaft mußte durch sie einen ganz guten Begriff von dem amerikanischen System der einsamen Absperrung erhalten, aber nur einen höchst einseitigen vom eigenen Lande. Es konnte Reisenden in einem solchen Affenkasten ergehen, wie einst einer Esthin in Dorpat, die seit zwanzig Jahren die Stadt gern sehen wollte, regelmäßig Sonntags hinfuhr und sie dennoch nie sah. Dies ging aber so zu:

Die Esthin haben eine ganz besondere Nationalequipage, Wanfer genannt, einen Leiterwagen, bei dessen Definition einem fast der Verstand still steht. Wenn auch die plumpen Holzräder rund sind und nicht vieredig, wie im südlichen Finnland spottweise von den Rädern bei Cajaneborg behauptet wird, so ist doch außer dieser runden und also vollkommenen Form der Räder wenig an einem Wanfer zu bewundern. Zwei hölzerne Achsen sind mit einander plump beweglich verbunden; ein langes schmales Brett bildet den Boden des Fahrzeuges; zwei schräge nach außen geneigte, liegende Leitern bilden die Seiten; zwei Bretter schließen vorn und hinten den Raum ab; das Ganze erscheint als ein fahrender Sarg ohne Deckel, nur breit genug für einen Menschen. Deshalb sitzt der kutschende Mann nach vorn gewandt auf einem Bündel Heu, sein Weib aber sitzt ihm Rücken an Rücken auf dem nämlichen Bündel und sieht nach Hause hin. So fahren sie zur Stadt, das vollkommene Symbol einer guten Ehe: der Mann ins Leben schauend und strebend, die Frau in die Häuslichkeit sehnsuchtsvoll rückblickend und beide einander den Rücken deckend. Kam nun jene Esthin zur Stadt, so erblickte sie sie natürlicher Weise nie, vertröstete sich indes bis auf die Rückfahrt. In der Stadt aber betrank sich der Mann regelmäßig und sie mußte ihn nach Hause kutschen, also vorn sitzen und sah also wieder nichts von der schönen Stadt Dorpat.

Nach diesem Seitenblick auf den Wanfer, der sich aber übrigens in neuester Zeit sehr veredelt und bis zu eisenbereiften Rädern hinaufpotenziert hat, kehren wir wieder zu unserem Thema zurück.

Ein Engländer kam im vorigen Jahrhundert nach St. Petersburg

und erzählte in seiner Reisebeschreibung: die Petersburger seien passionirte, aber auch vorsichtige Reiter, darum hätten sie sich künstliche Pferde mit Rädern gebaut, vor welche ein wirkliches Pferd vorgespannt würde, solche Pferde hießen dort Droschken, und sie glichen dem guten Pferde der vier Haymonskinder, dem Bebart, denn auf diesem hölzernen Pferde ritten sowohl der Kutscher als die fahrenden Herren ohne Lebensgefahr. In Folge dieser Beschreibung war es, daß frischausgeschifftene Engländer sich immer capricirten, zu ganzen Gesellschaften auf den Droschken reiten zu wollen. So sah ich zwei, die fest entschlossen waren zu reiten, aber ohne die Regeln der Höflichkeit zu verlegen. Sie ritten also auf einer kleinen Droschke, zwischen der Lehne und des Kutschers Rücken eingepreßt, mit dem Gesicht zu einander gekehrt. Sie waren aber in größter Ungewißheit über die richtige Methode, ihre vier Beine zu placiren. Der vorn stehende hob sie endlich über die des andern, stemmte die Füße gegen die hinteren Flügel und sah nun aus wie ein Mann auf dem Operationstisch, der eben gefährlich von Leroi d'Etiolles operirt werden soll. Sie schienen indeß ganz zufrieden, blickten unbefangen um sich und suchten mit den Augen den Gegenstand, über den das Volk so herzlich lachte.

Für Ausländer ist die Droschke ein Instrument, das sie anfänglich eben so mißtrauisch betrachten, wie wir eine scharfe Hechelmaschine oder irgend eine gefährliche Mühle, Delpresse oder einen Eisenhammer, bei dem man in einem Nu seine Finger oder andere wichtige Körpertheile einbüßen kann. Wenn solche Ausländer ihre erste Fahrt auf einer Droschke glücklich überstanden haben, so sind sie mit innigem Dank gegen die Vorsehung erfüllt und wundern sich über diese kleinen Fuhrwerke, die so wenig versprechen und doch so viel halten. Im Jahr 1852 sahen wir eine dicke und nicht ganz junge Französin ankommen. Sie wollte vom englischen Quai in die sogenannte französische Colonie auf Krestowski hin. Sie miethete eine kleine Droschke und bestieg sie, wie Damen Pferde besteigen, seitlich; aber nicht drei Schritte hielt sie es aus; sie konnte nicht balanciren und hätte fast aus Angst herunterzufallen den kleinen Fuhrmann mit ihren Umarmungen erdroffelt. Sie sah ein, daß es so nicht ging, merkte auf, wie die Herren es machten und setzte sich schrittlings reitend auf die Droschke. Nun ging es vortrefflich und sie rief aus: *mais c'est assez commode!*

Im Ganzen genommen betrachten schon vornehme Handwerker-Frauen und Töchter von Beamten die Besteigung einer Droschke mit der des

Montblanc für gleich gefährlich. Die reichsten und vornehmsten Damen machen im Sommer auf dem Lande ganz gern mitunter abenteuerliche Ausfahrten in großer Gesellschaft auf Teleggen, dieser russischen Wiege, in der man fast eben so gestoßen wird, wie in einem Apothekermörser und die man nicht anders besteigen kann als auf einer Feuerleiter; aber sie würden eher das Schaffot besteigen als eine russische kleine Droschke. Und freilich, wer wollte sich auch gern auf so eine arme, elende, jämmerliche Droschke setzen, die seit unwordenklichen Zeiten in allen möglichen und unmöglichen Straßen von St. Petersburg herumgeschleudert, endlich in der allerklüglichsten Verfassung von Hand zu Hand bis in den Besitz eines zerkrumpten, nach altgewordenem Hansöl und Knoblauch duftenden Droschkenskerls gerathen ist, der kaum je auf bessere Sädaki (Fahrgäste) rechnen kann, als todtbleiche hin und herschwankende Betrunkene der allerletzten Classe. Die Flügel der Droschke sind geknickt und schleifen mit kläglichem Ton an den Rädern hin, die Sajsténki (Flanken) von Eisenblech sind rostzerfressen, durchlöchert wie alte Kneipenfenster und der Wind fährt durch die Löcher. Der Sitzpolster ist nicht mit blauem Tuch bedeckt wie vor Zeiten, sondern mit blau und weiß gestreifter Matragenleinwand. Im beständigen Umgang mit alten Pferden hat die Droschke gerade wie diese einen Sandrücken bekommen und der Sitzpolster ist so rauh wie ein abgenutztes Straßenparket. Nichts ist blank an ihr als die Tritte, auf denen der Fuß in unangenehmer Weise beständig ausgleitet. Die Räder starren von dem verschiedenen Schmutz der letzten neun Herbst- und zehn Frühjahrre. Man könnte eine Prämie aussetzen für den Riemen, der an dem Pferdegeschirr ungeflickt wäre, die Federn haben ihre elastische Jugend eingebüßt und, vor Alter hart und unbeugsam geworden, stoßen sie einem bei jedem Schritt fast die Seele aus dem Leibe. Und das klappert, flirrt, ächzt, winselt und scheuert sich so furchtbar, die Räder wanken wie betrunken auf das bedenklichste hin und her und beschreiben neue, unerhörte und selbst in Laplace's mécanique céleste unbeschriebene Curven, Aberrationen und Spiralen, und das Pferd selbst, häufig ein Sched, ist ein altes Gespenst, verdammt wie Sisyphus oder Ixion zur klüglichsten Strafe der Unterwelt, zu den Schatten ewiger Nacht. Aber betrachten wir dagegen eine neue Droschke.

Auf einem zierlichen, schwarzlackirten Eisengestell erhebt sich der schwellende, schwebende Sattelsitz, mit blauem, feinen Tuch überzogen, mit bunten Troddeln quincung gepolstert. Man sitzt aufs bequemste, indem die

Lehne, Sadinka, nur gerade bis zur Taille reicht und sie fest umschließt. Wäre sie höher, so würde jeder Stoß den Rücken treffen. Die hellpolirten Flügel zittern vor Elasticität und Feinheit. Die buntgestreiften Nadspeichen sind glänzend polirt und lackirt und durch die schnellen Umdrehungen erscheint neben dem Rade ein lustiger schöner Regenbogen, gerade wie bei berühmten Wasserfällen. Unhörbar rollt das zierliche Fuhrwerk über das impertinenteste Pflaster; es scheint die Erde nur im Fluge zu berühren und durch zwei ausgeschweifte Femerstangen — Dglobli, „Scheere“ in Deutschland — und die von der Spitze der Vorderachse zu ihnen führenden Seitenstränge, Tschü, ist sie mit dem edlen Spiegeltrappen von Orloffscher Zucht wie zu einem Wesen verschmolzen. Ganz vorn aber, dicht an den kleinen Schtschetof gedrängt — den vorderen senkrechten Widerhalt, der sowohl den Kutscher wie das Sitzpolster am Herabgleiten verhindert — den grünen Handschuh auf den messingnen Pristof oder die Knöpfa gestemmt — sitzt der schlanke hübsche Zwosttschick schrittlings, die Beine sorgfältig mit einem blautuchenen Kasan umwunden, die Stiefel auf die kleine Kolotka, gestützt und fliegt mit seinem blizähnlichen Gespann wie ein Vogel zwischen dem ärgsten Gewühl von eiligen hinsausenden Wagen aller Art glücklich hindurch. Dazu kommt die Zierlichkeit des russischen Anspanns, das niedliche schlanke Krummholz, der Chomutt aus Leder und Holz mit grünen und goldenen Zierrathen; der mit Ringen versehene Zaum, durch welchen die Leinen laufen; der Leibgurt und der sattelartige Polster, der den Druck des Tragriemens der Femerstangen mildert u. s. w.

So betrachtet läßt sich nichts einwenden gegen die Schönheit der Erscheinung, die von der Zeit Kaiser Peter des Ersten an bis jetzt hundert und fünfzig Jahre unwandelbar sich behauptet hat.

Aber, wirft man mir ein, trotz alledem sitzt man auf einer langen Droschke nicht so sicher und so bequem wie auf der runden. — Ich bitte um Verzeihung, wenn ich das Gegentheil behaupten muß. Man frage die Chirurgen, man forsche der Entstehung von Verletzungen und Beinbrüchen nach und man wird bald erfahren, daß die — obwohl bei uns immer seltenen — Unglücksfälle beim Fahren sich doch fast immer mit runden Droschken, Lineiken, begeben haben. Eine aufmerksame Betrachtung des menschlichen Baues und die Regeln der Physik müssen uns bei dieser Frage leiten und gerade in Beziehung auf mögliche Unfälle ist die genauere Untersuchung dieses Gegenstandes um so mehr geboten, je rascher die alte ehrliche Droschke durch die moderne Lineika überall verdrängt wird.

Durch die Bewegung nach vorn beim Fahren wird unserem Körper eine Bewegung nach derselben Richtung mitgetheilt. Jedem ist es bekannt, daß man sich sehr gefährlich beschädigen kann und immer zur Erde stürzt, wenn man im Fahren abspringt und zwar gerade seitwärts. Die dem Körper mitgetheilte Bewegung dauert noch fort und reißt ihn um; man kann sich nicht auf den Füßen halten und fällt heftig zu Boden. Hat man aber Geistesgegenwart, so springt man nach vorn, nach derselben Richtung also, der zu folgen unser Körper bereits gezwungen ist. Man wird jetzt gerade nach vorn gerissen und ist gezwungen, noch einige Schritte zu laufen d. h. die Beine müssen so machen, als ob sie liefen, denn die Last des Körpers ist in Bewegung und um nicht auf die Nase zu fallen, muß man seine Beine so lange brauchen, bis die Kraft der mitgetheilten Bewegung sich erschöpft hat. Wenden wir diese physikalischen Gesetze auf das Fahren auf der runden und langen Droschke an, so ergiebt sich, daß man von der runden viel leichter und gefährlicher herunterfliegen kann als von der langen. Auf der runden sitzt man, selbst zu zwei Personen, weniger fest als auf der langen Droschke und kann auch nicht so gut beobachten, was ringsum vorgeht.

Das Geheimniß, wie zwei Personen auf einer russischen Droschke bequem und fest sitzen können, ist folgendes. Gehen wir von der Grundidee der Droschke, dem Sattel, aus und bedenken wir, daß die Tritte nur größere Steigbügel sind, so stellt sich als erste Bedingung dar, daß auf einem Tritt nicht mehr als zwei Füße bequem Platz finden können. Jeder muß also einseitig aufsitzen, damit nur zwei Füße auf den Tritt kommen. Die zweite Bedingung ist die, daß die Füße den Tritt vollständig erreichen und sich auf ihn stemmen können. Sehr häufig stecken die Fuhrleute Heu- und Hafersäcke unter den Sitzpolster und erhöhen dadurch den Abstand vom Tritt übermäßig, welcher Abstand aber nach anatomischen Verhältnissen für die mittlere Länge des Unterschenkels berechnet ist. Solchen Unfug mit Hafersäcken muß man aber nicht gestatten, weil die Fahrt dadurch gefährlich werden kann. Die dritte Bedingung, damit außer dem Kutscher noch zwei Personen bequem auf einer Droschke sitzen können, ist die, daß sie ihre Querdurchmesser sämmtlich nach verschiedenen Himmelsgegenden richten müssen. Der Kutscher sitzt schrittlings vorn, sein Querdurchmesser — Breite — ist also quergestellt und er nimmt von der Droschke nur soviel fort als sein Längsdurchmesser beträgt, mithin etwa nur einen halben Fuß. Die dem Kutscher zunächst, also in der Mitte

sitzende Person, muß sich einseitig aufsetzen, sich an den Rücken des Kutschers lehnen und sich mit Gesicht und Brust etwas nach hinten wenden. Die dritte hintenstehende Person steigt an der andern Seite auf, sitzt ebenfalls einseitig, dicht an der Lehne, und schaut etwas nach vorn und zur Seite. Die drei Durchmesser von drei erwachsenen Personen, die unmöglich auf drei Quadratfuß Platz zu haben scheinen, geniren sich auf diese Art nicht im mindesten. Man sitzt so fest wie eingeklist und doch bei weitem nicht so unbequem wie auf den runden Droschken, wo bei zwei Personen die Kollbecher der Schenkel (gemeinlich auch wohl zu den Hüftknochen gezählt) in fortwährender Collision sind. Bei der alten russischen Droschke dagegen und in der Art, wie wir sie zu besetzen rathen, berühren sich nur die elastischen äußeren Schenkelmuskeln. Auch kann man sich sehr angenehm und ohne Anstrengung mit seinem Nachbar unterhalten, indem das Ohr des einen stets dicht beim Munde des andern ist, und Gefahren, die von hinten drohen, werden sogleich von der Person bemerkt, die in der Mitte sitzt.

Es giebt noch eine andere Manier zu fahren, aber sie ist unbequem und unfein; hierbei sitzt die erste Person schrittlings und die zweite, mittlere, einseitig. Dadurch kommen auf einen Tritt ein Fuß und auf den andern drei, was höchst unbequem ist. Der Vorsicht halber ist diese Methode gut, wenn man mit Kindern fährt, die man so besser im Auge hat und festhält.

Von der Physiologie der Droschken ist der Uebergang zu ihren Leuten geboten und ein gewisser geistiger Zusammenhang wie zwischen „Land und Leuten“ nicht zu verkennen. Man theilt die russischen Mietzkutscher in drei große Kategorien und mehrere Spielarten.

Erstlich der *Iswoztschik*, von wasitt — führen; der ächte Fiaker, Stadtfuhrmann, er mag nun eine Kutsche oder eine Drosche haben.

Zweitens der *Lomovoi*, von lomattj — zerbrechen, der städtische Frachtfuhrmann. Eine Abart ist der Wasserführer mit der tatarischen Pudelmütze; übrigens bald im Erlöschen begriffen, indem die Ausführung der allgemeinen Wasserleitung durch Röhren nahe bevorsteht.

Drittens der *Jämstschik*, von Jama — Loch, Station, der russische vetturino und postillione. Er fährt stets von Station zu Station oder von Stadt zu Stadt.

Der *Lomovoi* hat seinen wohlklingenden Namen vielleicht der Ironie zu verdanken, weil er mit seinen markigen Fäusten alles Zarte zu zerbrechen pflegt, wie das die in die Sommerwohnungen hinüber- und zurückgebrach-

ten Möbel zweimal jährlich seufzend bezeugen können, oder davon, daß er ursprünglich im Steinbruch Bruchsteine zu Tage förderte und sie selbst dann zum Bau herbeiführ.

Der Lomovoi ist das Adagio in dem Trio, der Zswosttschik das Allegro, dieses aber zerfällt in ein Allegro con brio und ein Allegro quasi andante.

Das Allegro con brio wird repräsentirt durch den eleganten Lichatsch, (Licho — böse, jessditt — fahren) ein sehr sauberer Zswosttschik mit junkelnagelneuer Equipage und einem Parador von Pferd, das an der Koloda auf der Birsha sorgfältig mit bunter Decke verhüllt, beständig dasitzt, die Vorderfüße auf ein Brett gestellt, damit sie rein und gesund bleiben, und dessen Bestimmung keine andere scheint als von sehnsüchtigen Blicken armer, aber ehrsüchtiger Beamten umschwärmt, mit mehreren Tauben gemeinschaftlich goldgelben Hafer zu fressen. Der Lichatsch hat den Ehrgeiz, für einen Privatkutscher gelten zu wollen, weshalb er das gelbe Blechschildchen, das jeder Zswosttschik hinten am Kragen hängen hat, sorgfältig in seinem Busen verbirgt, was den Personen, die ihn mietzen, durchaus nicht unangenehm ist. Er rührt sich nicht von der Stelle, wenn er nicht eine bedeutende Summe erhält, das dreifache wenigstens von der Taxe, und die andern Fuhrleute definiren ihn gewöhnlich als einen solchen, der „s'forssom“ fährt (mit Force — gewaltig!) Aber das Kennerauge unterscheidet ihn dennoch von dem ächten herrschaftlichen Kutscher durch ein „je ne sais quoi“, am sichersten durch die Art den Gurt zu binden, der dem Lichatsch an der richtigen Taille, dicht über der Hüfte sitzt, dem herrschaftlichen Kutscher aber ein paar Handbreit höher, fast mitten auf der Brust, welches bei weitem weniger gefällig aussieht, aber bei der Classe von Privatkutschern einmal regu ist.

Das Allegro quasi andante wird vom Banka repräsentirt (Diminutiv von Zwan), dem armseligsten aller Fuhrleute, dem Bönhasen, dem aus der Nachbarschaft großer Städte hereinkommenden kleinen Bauersmann, dessen Rock, Hut, Pferd und Droschke allesammt in so augenscheinlicher Auflösung sich befinden, daß der erste tüchtige Landregen, wenn er wollte, sie eigentlich gänzlich auflösen müßte. Er hat keine Birsha, an der er sein Pferd füttern kann, sucht daher verlassene Birshen des Nachts auf oder füttert sein Pferd aus der Torba, einem ledernen oder Leinwandbeutel, dem Hafer sack, der dem Pferde vor Maul und Nase gebunden wird, was ihm ein höchst albernes Aussehen giebt.

Der Lomovoi ist ein ernster, gejehter, breitschultriger Mann, wie es

jemandem geizt, der sich eines vertrauten Umgangs mit dustenden Apfelsinenkasten, ächten Mocatonnen und schweren Mehlsäcken rühmen kann. Er erscheint gewöhnlich in Hemdsärmeln und einer rothen Weste, die hinten eine Art Schürze hängen hat, da er die Mehlsäcke auf den Rücken nimmt, mit einem eisernen Haken unten festhält und so sehr rasch die größten Lasten auf- und abladet. Der Komovoi geht in seinen Hemdsärmeln en voisin durch die längsten Durchmesser der Stadt und nur beim Regenwetter zieht er einen Rock an und hängt eine Rogoshe — Lindenbastmatte — wie einen Burnus um, wo er denn, auf seinem Fuder liegend, nicht ganz leicht von einem Fernambuffloß, Baumwollenpacken oder sonst verzollbaren Gegenstände zu unterscheiden ist. Geht er in diesem Costüm nebenher, so gleicht er dem Neuseeländer in dem alten Vertuschschen Bilderbuch, obgleich der Vergleich für den Neuseeländer nicht schmeichelhaft ist.

Die Rogoshe ist des Fuhrmanns Matraze, Zelt, Bettdecke, Haus, Hof und Paletot. Er breitet sie des Nachts auf den nassen Erdboden und deckt sich mit seinem Armak zu wie Caliban im Sturm. Man begreift Shafespeare erst, wenn man solch einen Haufen Kleider mit zwei Beinen gesehen hat. Auch bei den Laternenmännern ist sie als Almaviva beliebt und als Windschutz beim Anzünden. Nichts ist malerischer als in dunkeln Aequinoctialnächten eine solche hoch auf einer Leiter an einem Laternenpfahl schwebende geistesflüchtige Rogoshe, in der sich der phantastisch beleuchtete Lampenputzer ausnimmt wie eine ungeheure Caretschildkröte, die auf unbegreifliche Weise klettern gelernt hat und eine Cigarre an der Straßenlaterne anbrennen zu wollen scheint.

Der Komovoi geht gewöhnlich wie ein Peripatetiker in ernstes Sinnen versenkt nicht sowohl neben seinem Pferde als vielmehr so weit ab, als die unmäßig langen Reinen es nur erlauben. Er nimmt dadurch von den breitesten Straßen immer etwas mehr als die Hälfte fort, wodurch er die Galle der Zwostschiks in höchstem Grade aufregt. Sie rufen ihm auch die unzweideutigsten Redensarten zu, wie Bolwan, Leschi (Tölpel, Waldtensel), worauf der Komovoi, der beständig an einem großen Weißbrod kaut, in stoischer Selbstbeherrschung nie anders antwortet, als indem er ruhig weiter kaut und auf die Schimpfreden nicht mehr achtet als der Mond auf bellende Hunde.

Der Jämsttschik ist 1) der Postillon, Schwager, Postknecht, der die Reisenden von Station zu Station fährt und dann wieder nach Hause reitet. Er fährt unglaublich langsam oder blüßschnell, je nachdem man ihn behandelt. Man braucht ihm kein Wort zu sagen; die Hauptsache ist, den

früheren Postknecht gut zu bezahlen, wenn er auch schlecht fuhr. Diese Leute haben offenbar Freimaurerzeichen und der gute Leumund des Reisenden geht bei ihnen von Hand zu Hand. Er spricht beständig mit seinen Pferden, giebt ihnen alle ersinnlichen Schmeichelworte und Ehrentitel, wie z. B. Glockenläuter, Feuerbrunflöcher, Barbaren (!) zc. und im Winter fährt er die ganze Station stehend, vorn im hochemporsteigenden Schnabel des Schlittens, mit bloßem Halse bei 25° Kälte immer heiter und liebenswürdig.

2) Der Frachtfuhrmann und Vetturino. Er fährt langsam einher wie das Grave einer alten Motette. Seine Reisen sind so endlos lang wie Adagios von Kozeluch. Er durchzieht das Reich von einem Ende zum andern; was Petersburg für den Iswofttschik, das sind die 350,000 Quadratmeilen Rußlands für den Jämfttschik. „Die Sprache bringt uns bis Kiew“, sagt er und übernimmt dabei alle Frachten in die entferntesten Provinzen, wenn er nur tüchtig dabei gewinnen kann. Sein Costüm ist ein Hut, spitz wie ein Calabreser, und ein kurzer Schafpelz, mit dem er verwachsen zu sein scheint. Wenigstens trägt er ihn Tag und Nacht und in allen vier Jahreszeiten. Er denkt: Hälts das schwache Schaf aus, warum nicht auch ich? Sein braunes Gesicht hat die Farbe seines eben so braunen Hutes, beide sind von Wind und Wetter colorirt. Er ist gewöhnlich sehr lang und auch sein Frachtwagen ist lang wie sein Weg. Alles paßt zusammen. Er fährt immer mit 3 Pferden. Am Krummholz oder vorn an der Kibitze hängt ein kleines kupfernes Heiligenbild. Zwei Sonnenreifen mit Rogoßen überspannt vorn am Wagen gewähren ihm einen nothdürftigen Schutz gegen Wind und Wetter. Zuweilen aber ist der ganze Wagen mit Matten bezogen und ist dann ein warmes festes Zelt, in das man ein ganzes Haus packen kann und wenn auch langsam, aber doch ganz bequem die größten Reisen macht.

Der Stadtfuhrmann, Iswofttschik, ist ein rühriger, fixer Mensch, eine Art Corsar, auf dem Meere der Hauptstadt umherschweifend oder wie ein irrender Ritter auf Abenteuer fahrend. Niemandem sind seine täglichen Schicksale weniger bekannt als ihm; er hängt ganz von seinem Esädäk'ab, ob er nach Dshta oder Catharinenhof fahren wird, in die große Million oder zur Krachmalnaja Worota (auch Truchmalnaja genannt — Triumphthor; Krachmal heißt Stärkemehl).

Ausländische Reisende haben das Volk sehr häufig nach den Iswofttschiks beschrieben, weil sie mit diesen am meisten in Berührung kamen; aber diese Classe unterscheidet sich doch stark von dem landbauenden Volk im Innern des Reiches. Freilich giebt es Iswofttschiks von jedem Alter;

man sieht 12jährige Knaben, die oft wie 7jährige aussehen, auf den Droschken umherreiten, so wie Greise von 70 Jahren mit einem vor Alter schon tricolornem Bart, aus den sonderbaren Farben, gelb, weiß und schwarz bestehend, die ihr ganzes Leben eigentlich mehr durchritten als durchlebt haben. Die Jungen sind immer naseweiser als Bauernknaben von gleichem Alter. Dies macht das Gefühl der Selbstständigkeit, das stolze Bewußtsein, Befehlshaber zu sein, wenn auch nur über ein altes stark hintendes Pferd und eine eben so hinfällige gichtbrüchige Droschke.

Ein solches Knäbchen, eine muntere Krabbe von der Höhe einer Arschin, verlangte von mir einst einen sehr hohen Fuhrlohn. Damals existirte keine Taxe und der Preis jeder Fahrt wurde vor dem Aufsetzen abgemacht. „Schämst du dich nicht, kleiner Knirps,“ sagte ich, „du forderst mehr von mir als der Alte dort.“ Pfliffig lächelnd entgegnete der Naseweis: „Ich bin auch ein ganz anderes Kerlchen (ich koste viel mehr!), der Alte da — der hat schon seinen ganzen Verstand vernutzt (proshil umu).“

Die Unterhaltung mit den Droschkenmännern während der Fahrt ist oft sehr belustigend, doch rechnen sie uns die Unterhaltung recht gern mit an und erwarten ein höheres Trinkgeld. Sie verwerthen alles, sogar die gute Laune des Esädaks. Ein aufgeweckter Geist ist gar nichts ungewöhnliches bei ihnen und ihr beständiger guter Umgang, ihre fortwährende Berührung mit den Personen, die hinter ihnen sitzen, jedenfalls aber über ihnen stehen, verleiht ihnen sogar eine Art Bildung, durch die sie sich eben vom Landvolk unterscheiden, dem sie aber an Gutmüthigkeit und Bescheidenheit weit nachstehen. Sie gebrauchen sehr gern Fremdwörter. So sagte einer — ein Lichtatsch natürlich — „Meine Tochter besucht die „Classe!“ Ein anderer, der in einem Hof stand und aufgefördert wurde, anzuspannen, zeigte auf seine bloßen Füße in Schuhen und sagte: „ja slichkom dekolte! (Ich bin noch zu décolleté).“

Auf einem großen Plage standen mehrere Generale beisammen, eine bevorstehende Revue erwartend. Mein Droschkenmann, der dicht bei ihnen hätte vorbeifahren müssen, nahm einen großen Umweg.

„Warum fährst du nicht gerade?“ —

„Wegen der Generale dort.“ —

„Kannst du mir sagen, warum sie besser sind als du?“ —

„Sie sind reich.“ —

„Du kannst auch plötzlich reich werden.“ —

„Sie tragen Epaulettes.“ —

„Wenn der Kaiser will, kann er dir auch Epaulettes geben.“ —

Der Mann dachte nun länger nach und sagte endlich:

„Sie können deutsch! (oni snajut po nemežki.)“ —

„Da hast du's getroffen,“ sagte ich, „Bildung kann man nicht plötzlich erhalten.“

Ich sah einst einen Droschkenmann lesen. Es fiel mir auf; ich fuhr mit ihm und befragte ihn um seine Lecture. „Es ist das Leben Kaiser Peter des Großen.“ — „Wie kommt es, daß du zu lesen verstehst?“ — „Ich bin ein Woloschanin!“ (einer aus Wologda) „Wir lernen alle lesen und viele schreiben auch. Fast alle meine Landsleute sind hier Buchdrucker.“

In Rußland hat fast jedes Gouvernement eine Specialität, in der die Mehrzahl seiner Bewohner macht, und durch diese weitgetriebene Theilung der Arbeit wird eben die bewunderungswürdige Rapidität und Virtuosität erreicht, ganz im Gegensatz zu den finnischen Völkerschaften, wo jedermann gern Polyhistor und Tausendkünstler ist, gern alles macht und jedes Stück in seiner Wirthschaft, Plinte, Stiefel, Rock und Wagen, aber auch Uhrenrad selbst anfertigt. Der russische Steinmetz jedoch, der Granit bearbeitet, befaßt sich nicht mit Ziegelsteinen und für das Behauen von Fliesen giebt es eine dritte Classe. Oft ist diese Specialität durch die Dertlichkeit zu erklären. Die Gouvernements, die viele Ströme haben, liefern meist Fischer und Bootsleute, so z. B. Wologda, Archangel, Iwer, Nowgorod; Olonez, reich an Steinbrüchen, sendet uns Steinmetzen — Kamenstschiki; die westlichen sumpfigen Gouvernements Pskow, Witebsk liefern vortreffliche Grabenschneider, die, ihre eigenthümliche hölzerne Schaufel mit eiserner, an das Gebiß der Schildkröte erinnernder Schneide auf dem Rücken das ganze Reich durchziehen; da sie aber ein leichterer Menschenschlag sind, so läuft ihnen der stärkere Woloschanin den Rang ab. Das landarme, aber volkreiche Jaroslaw ist berühmt durch seine Gärtner, Gastwirth, Krämer und Maurer. Sie gehören ohne Zweifel zu den schlauesten und gewandtesten im Volke.

Die Mehrzahl der Fuhrleute ist aus den Gouvernements Moskau und Petersburg, theils wegen der nahen Zufuhr eigenen Pferdefutters, theils wegen des arbeitscheueren und unternehmenderen Charakters des Landvolks in der Nähe jeder Hauptstadt. Die beliebtesten, schwarzbärtigsten Privatkutscher aber sind Tataren, wie denn auch die vorzüglichsten Silberdiener und Kammerdiener häufig Muselmanen aus Kasan sind. Tataren, in deren Adern altes Türkenblut rollt, ziehen es aber vor, Kutscher zu sein,

indem ihnen die Beschäftigung mit Pferden doch anständiger erscheint als das Aufwarten und Bedienen von Cairen.

Man theilt die russischen Fuhrleute noch ein — wie Schmetterlinge — in Tag- und Nachtarbeiter, Dennütze und Notschnütze. Die eleganten Tagfalter flattern von 9 Uhr Morgens bis zur Nacht in der Hauptstadt umher, die Sphynge und Dämmerungsfalter kriechen mit der Nacht aus ihren Schlupfwinkeln hervor und karren während der Nacht bis etwa um 7 Uhr Morgens durch die öden Straßen, indem sie ihr Pferd und sich selbst durch ein endlos langes Liedchen zu unterhalten suchen und dabei mit gespanntem Ohr auf den Ruf „Iswostschik“ horchen, das sie besonders in winterlicher Stille und der geräuschlosen Schlittenzeit außerordentlich weit hören und worauf sie denn allseitig schaarenweise zusammenströmen und sich einander den Fahrgast wie eine Beute mit vielem Geschrei und Wüthauswand streitig machen. Das gewöhnlichste Wort ist: So fahrt doch wenigstens mit einem guten! (po krainei merä na charošawo). Es giebt aber einen Ruhepunkt, eine Pause in der großen brausenden Symphonie des Straßengerassels. Alle Morgen von 7 bis 8 oder 9 Uhr ist es sehr schwer, einen Fuhrmann zu finden, die Tagfalter sind noch nicht ausgeflattert und die Nachtfalter sind bereits verschwunden. Höchstens sieht man ihre Droschken oder Schlitten in der Nähe einer Chartschewnja, eines Traktirs oder einer Restorázia leichten Ranges stehen. Sie selbst lassen sich nach den bösen Nebeln der nordischen Nacht an chinesischem Aroma, so viel ihnen der Traktirschik für fünfzehn Kop. Silber für drei Mann abzulassen beliebt. Heißes Wasser ist à discrétion vorhanden und mancher macht alle Morgen so die Cadet-de-Vaux'sche Sichtkur mit 40 Gläsern kochenden Wassers frühlich und unbewußt durch.

Die Notschnütze kennen die Residenz nur wenig und durchaus nur von ihrer Schattenseite, obgleich sie alle Straßen und Gassen auswendig wissen, da sie sich ja im Dunkeln zurecht finden. Sie haben aber keinen rechten Begriff von der Farbe der Augen der nordischen Schönen, weil sie diese nur immer im Schlafe schauen. Ich fragte einst einen solchen Nachtfalter, als wir der Bronzestatue des Feldmarschalls Fürsten Barclay de Tolly vorüberfuhren: „Kennst du diesen?“ —

„Wahrscheinlich ist es doch Peter der Erste!“ —

„Meinst du? Nun und der andere?“ fragte ich, auf die Statue des Fürsten Kutusow zeigend.

Der arme Kerl blickte auf den wohlbeliebten, in einen langen Mantel

gehüllten Marschall und sagte: „Gewiß ist es Peters Hausfrau?“ (Werno chasäika jemo.) —

„Aber die Statue hat ja Epaulettes. Kannst du einen General nicht erkennen?“ —

„Batjuschka — entgegnete der Mensch — ich kann das nicht wissen, denn ich bin ein Kotschnoi und von jenseits Moskau!“ —

Wie viel gebildeter die Tagfuhrleute sind, erhellt aus folgendem Zuge. Ich fuhr am Tage bei den Statuen der Marschälle vorbei. „Kennst du den?“ fragte ich.

„Wie denn nicht! Ei freilich! Es ist ein Tolly. Auf der neuen Promenade hat man eben zwei kleine Tollys aufgestellt, die stehen aber auf Säulen und haben Flügel!“

Er meinte die beiden Victorien, ein Geschenk des Königs von Preußen und verwechselte Tolly mit Statue.

Es machte mir Spaß, die Anschauungen des gemeinen Volks über monumentale Erscheinungen kennen zu lernen und so legte ich dieselbe Frage einige Tage später einem dritten Swostschik vor. Aber ich kam da an den Rechten! Zu meinem nicht geringen Erstaunen sagte der Mensch mir folgendes: „Die beiden Figuren an der Promenade (Victorien) sind „mifologische“ und nicht religiöse Gestalten — sie sind Göttinnen, so eine Art Venéra (Venus). Sie halten Kränze in den Händen zu Rußlands Ruhm.“

„Nun aber die Statuen am Kasanschen Platz?“ —

„Suworoff — entgegnete der Bartrusse — hatte drei Jüglinge, die alle seine Nachfolger wurden, Kutusow, Barclay de Tolly und Bagration. Die Denkmale der beiden ersten stehen hier und Bagration hat ein Denkmal auf dem Schlachtfelde von Moschaisk selbst.“ —

„Kennst du denn auch die Statuen, die an den Außenwänden der Eremitage stehen?“ — „Das sind Weise — Mudrezü.“ —

Ich hörte auf ihn zu examinieren, weil ich fürchtete, er würde bald mehr wissen als ich selbst.

Dr. Bertram.

Druckfehler im Augustheft.

S. 195. Z. 13 v. o. lies „Krankheitsfälle“ st. „Krankheitsversuche“.

Theodor Böttcher,
Vvl. Hofgerichtsrath.

Redacteurs:

Alexander Galtin,
Riga'scher Rathsherr.

PL $\frac{A}{51}$ H. 4

1860

Inhalt.

Das letzte Jahrzehnt deutscher Literatur und deutschen Lebens	Seite 289.
Zur Beleuchtung der agrarischen Verhältnisse in den Ostseeprovinzen	„ 323.
Zur Erziehungsfrage	„ 335.
Ueber den Zusammenhang der antiken Architektur mit dem christlichen Kirchenbau	„ 349.
Die Physiologie der russischen Droschke	„ 367.

Der zweite Band des ersten Jahrganges der „Baltischen Monatschrift“ wird bis zum Schlusse des laufenden Jahres in sechs Heften geliefert werden; der zweite Jahrgang wird mit dem Januar k. J. beginnen und in monatlichen Heften von sechs Bogen erscheinen.

Der Abonnements-Preis beträgt für den Jahrgang in Riga und in allen deutschen Buchhandlungen Rußlands 6 R. 50 G., bei Bestellung durch die Postämter 8 R. S.

Zum Auslande ist die Monatschrift durch Fr. v. Böttcher in Dresden für den Preis von 8 Thalern zu beziehen.

Zusendungen für die Zeitschrift werden unter der Adresse der „Redaction der Baltischen Monatschrift in Riga“ erbeten.